

W. GOLOWIN



Zwei Freunde
und
HUNDERT IDEEN





W. GOLOWIN

Zwei Freunde
und
hundert Ideen

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

Übersetzung aus dem Russischen von Lieselotte Hadaschik
Originaltitel: СТО ЗАТЕЙ ДВУХ ДРУЗЕЙ

Einband und Illustrationen: Heinz-Karl Bogdanski

Alle Rechte vorbehalten

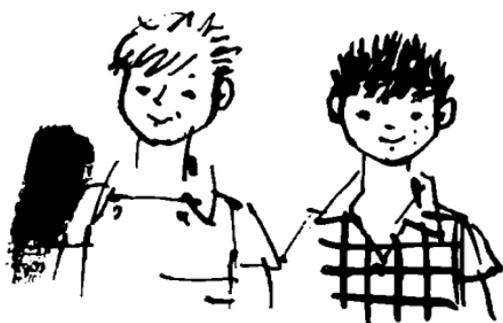
Printed in the German Democratic Republic

Lizenz-Nr. 304-270/93/65-(10)

Satz und Druck: Sachsen-Druck Plauen · 1. Auflage

ES 9 F · Preis 4,80

Für Leser von 9 Jahren an



Ich kenne zwei nette Burschen mit stets strubbligen Schöpfen – Witja Pugowkin und Mischa Romaschkin. Sie verbrachten ihre Ferien gemeinsam in einem Pionierlager und schlossen dort miteinander Freundschaft. Seitdem sind sie unzertrennlich.

Die beiden Jungen sind richtig; sie sind gescheit, immer unternehmungslustig und unvorstellbar wißbegierig. Und sie haben goldene Hände, um die man die beiden Jungen wirklich beneiden könnte: Was auch immer sie anfassen, es gelingt ihnen.

Manche Kinder dösen zeitweilig dahin wie träge Fliegen im Herbst; Witja und Mischa aber haben gar keine Zeit, sich zu langweilen. Was von anderen unbeachtet herumliegt, wird von ihnen genau untersucht, ob man daraus nicht noch eine nützliche Sache basteln kann. Dabei sind sie immer voller Einfälle und Ideen.

Witja und Mischa zeichnen auch sehr gern. Wenn einem nämlich etwas Interessantes eingefallen ist, das man unbedingt basteln möchte, kommt man ohne eine Zeichnung oder eine Skizze keinen Schritt voran.

Auch für Spiel und Spaß haben die beiden Freunde stets einige Überraschungen parat.

Witja Pugowkin besitzt ein beneidenswertes Gedächtnis; von seinen Freunden wird er deshalb scherzhaft das „wandelnde Lexikon“ genannt. Und Mische Romaschkin kennt sehr viele Sprichwörter, Redensarten und Wortspiele, die er eifrig überall sammelt und aufschreibt.

Jetzt möchte ich euch aber endlich von all den Einfällen und Abenteuern, den Streichen und Taten der beiden Freunde berichten.

Wie sie sich kennenlernten

„Gibt es hier in der Nähe Haselnußsträucher?“ fragte Witja Pugowkin am ersten Tag den Lagerleiter.

„Am Bach entlang stehen viele Haselnußsträucher. Doch jetzt dürfen die Nüsse auf keinen Fall abgerissen werden. Sie sind noch grün und unreif. – Aber dir geht es sicherlich nicht um die Nüsse, nicht wahr?“

Mischa Romaschkin, der in der Nähe stand und Witjas Frage gehört hatte, dachte darüber nach, wozu sich Witja wohl nach den Haselnußsträuchern erkundigt hatte.

Es dauerte nicht lange, da wußte er es; denn schon am Nachmittag hatten sie sich gemeinsam Haselnußruten für ihre Angeln geholt.

Einen Tag später saßen Mischa und Witja nebeneinander am leicht abfallenden Bachufer und ließen die Beine ins Wasser baumeln.

„Gleich und gleich gesellt sich gern“, sagte Mischa und spuckte geschäftig auf seinen Regenwurm. „Ich wollte auch nach Haselnußsträuchern fragen, doch du bist mir zuvorgekommen. Ich wollte daraus aber nicht nur Angeln machen, sondern außerdem auch noch Schläger für das Federballspiel.“

„Pst, mach nicht solchen Krach“, flüsterte Witja. „Bei mir hat einer angebissen . . . Siehst du's auch?“

Gespannt schauten Witja und Mischa auf die geheimnisvoll hin- und herschwankende Pose.

„Ach, er hat sich losgerissen . . . Und was für ein großer Fisch das war!“ stellte Witja betrübt fest, als er den leeren Haken aus dem Wasser zog.

„Sei nicht traurig. Ein losgerissener Fisch kommt einem immer schrecklich groß vor“, tröstete ihn Mischa.

Die beiden Angler schwiegen . . .

„Ah, nun hab ich dich aber doch noch gefangen!“ schrie Mischa plötzlich und zog einen Kaulbarsch aus dem Wasser. „Ein Kaulbarsch besteht eigentlich nur aus Gräten, und eine Fischsuppe daraus ist etwas ganz Schreckliches. Eine Gräte zumindest bleibt einem immer im Halse stecken. Nicht umsonst sagt man schließlich, daß der Hecht, der doch wirklich kein Kostverächter ist, einen Kaulbarsch nicht einmal anschaut.“

„Du kennst so viele Sprichwörter, wie es Kerne in den Melonen gibt. Woher hast du die eigentlich alle? Aus Büchern?“ fragte Witja.

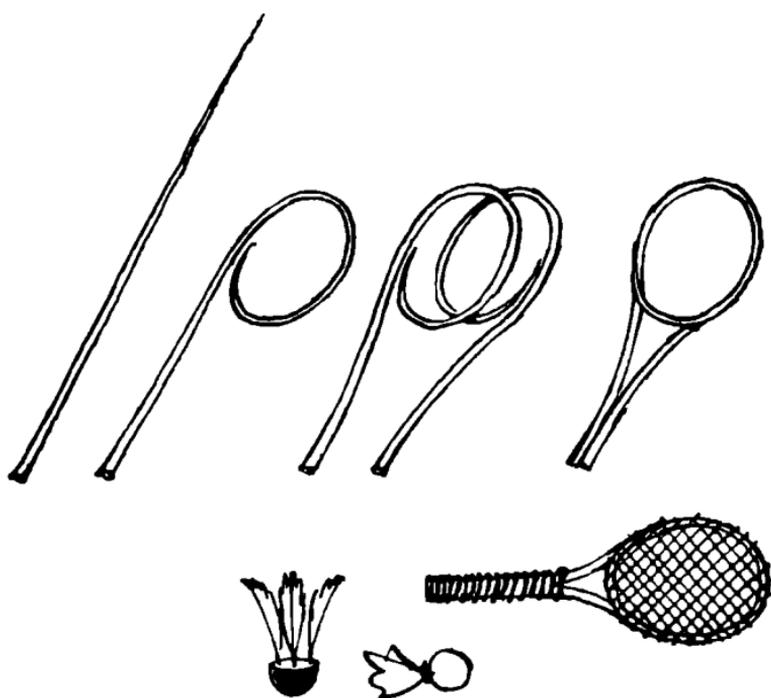
„Nicht nur. Bis ich zur Schule kam, wohnte ich bei meinen Großeltern auf dem Lande. Dort habe ich viele gehört. Mein Großvater war ein großer Freund von Sprichwörtern. Ich habe mir aber auch einige kleine Bücher mit Sprichwörtern und Redensarten gekauft. Und jetzt schreibe ich sie sogar auf, wenn ich welche höre . . .“

„Pst! Sei still! Es hat wieder einer angebissen!“ zischte Witja. „Sieh nur, wie sich die Pose bewegt.“ Rasch packte er die Angelrute und zog einen kleinen Gründling aus dem Wasser.



„Als Gagarin erzählte“, sagte Mischa leise, um die Fische nicht zu verjagen, „daß Federball der Lieblingssport der Kosmonauten sei, liefen sich die Kinder unseres Hofes die Füße wund, um Schläger zu bekommen. Als sie endlich welche entdeckt hatten, staunten sie über den Preis, den man dafür bezahlen muß. Ich dachte nun darüber nach, wie man billiger zu Schlägern kommen könnte. Schließlich werden ja auch die in den Geschäften zum Verkauf angebotenen Schläger irgendwie hergestellt. Ich besorgte mir Haselnußgerten und machte mich an die Arbeit. Nacheinander bog ich die Spitzen von zwei Gerten zu einem Oval, legte dann die gebogenen Gerten übereinander, umwickelte die Enden fest mit einer Schnur – und das Gestell für den Schläger war fertig. Ich ließ die Gerten trocknen und spannte dann kreuz und quer über das Gestell Bindfäden, damit ich ein Netz erhielt.

Nun machte ich mir Gedanken, woher ich die kleinen Bälle mit den Federn nehmen sollte. Auf dem Lande ist das ja ganz leicht; die Bäuerinnen bewahren in ihren Kästen nämlich die verschiedenartigsten Federn auf. In der Stadt aber kann man selbst am Tage Geflügelfedern vergeblich mit der Laterne suchen. Ich mußte also auch die Federn selber anfertigen; ich machte Federn aus Filmstreifen und sogar aus Gummi. Ich besorgte mir Negativmaterial, das nicht mehr benötigt wurde, zerschnitt es in lange Streifen und nähte diese Streifen an einen großen Korken an. Dann beschaffte ich mir noch Luftballons, steckte eine Walnuß hinein und band einen Bindfaden darum. Diese selbstgemachten Bälle waren leicht und flogen



so, wie es sein mußte. Von nun an wurde bei uns auf dem Hof von morgens bis abends Federball gespielt . . .“

„Wo ist denn deine Pose? Die hat wohl ein Hecht verschluckt? – Wieder ist uns ein guter Fang entwischt.“

Mischa zog an seiner Angelrute. Es schien, als sei die Pose von einem Wassergeist zu den am Ufer stehenden Haselnußsträuchern verschleppt worden.

„Da siehst du es mal wieder: Ohne sich naßzumachen, scheint man keine Fische fangen zu können“, seufzte Mischa und stieg ins Wasser, um seinen Haken loszumachen.

Inzwischen hatte Witja den Köder gewechselt. Er wollte sein Anglerglück nun einmal mit Brotkrumen versuchen. Endlich war die Reihe auch an ihn gekommen, seinem neuen Freund von seinen Einfällen und Ideen zu berichten.

„Im vergangenen Jahr“, begann er, „mußte ich den ganzen Sommer in der Stadt zubringen. Meine Mutter war erkrankt; und da mein Schwesterchen noch sehr klein ist, war ich Kindermädchen und Hausfrau zugleich. Wir haben einen großen Hof, und Kinder gibt es in Hülle und Fülle. Wenn ich in der Küche das Geschirr abwusch, schaute ich hin und wieder aus dem Fenster, um zu sehen, was die Kinder da unten wieder anstellten. Damals kam ich auf die Idee, einen Wettkampf für Rennwagen zum Aufziehen zu veranstalten.“

„Woher hast du denn die Rennwagen genommen? Hast du sie etwa im Geschäft gekauft?“ fragte Mischa.

Schweigend zog Witja seine Angelschnur aus dem Wasser. Als er den leeren Angelhaken erblickte, schüttelte er ganz niedergeschlagen den Kopf, befestigte einen frischen Köder, spuckte noch einmal tüchtig drauf, schleuderte die Angel mit einem Pfiff in den Bach und fuhr dann in seiner Erzählung fort. „Weißt du, es gibt da ein Kinderspielzeug, sicherlich kennst du es auch – wir nennen es ‚Schnurrer‘. Es besteht aus einem großen Knopf, der auf einen Faden gezogen ist. Läßt du den aufgedrehten Faden los, so beginnt sich der Knopf zu drehen und schnurrt dabei wie verrückt. Ich zergrübelte mir den Kopf, überlegte hin und her und kam dann auf den Gedanken, mit

Hilfe eines solchen Knopfschnurrers einen Motor zu basteln. Dazu nahm ich zwei runde Hölzer und schnitt jeweils in ein Ende Kerben ein. Dann flächte ich die anderen Enden bis zur Hälfte ab, legte die Hölzer mit ihren Flächen in einem spitzen Winkel übereinander und band sie mit einem Faden fest zusammen. Schließlich brachte ich innerhalb des Winkels einen Radiergummi so an, daß er die freien Enden der Hölzer nach außen drückte.“

„Ich begreife nicht, wozu du diesen ‚Knopfschnurrer‘ brauchtest?“

„Wenn du diesen Schnurrer mit meiner Schleuder verbindest – ist der Motor fertig! Klar?“

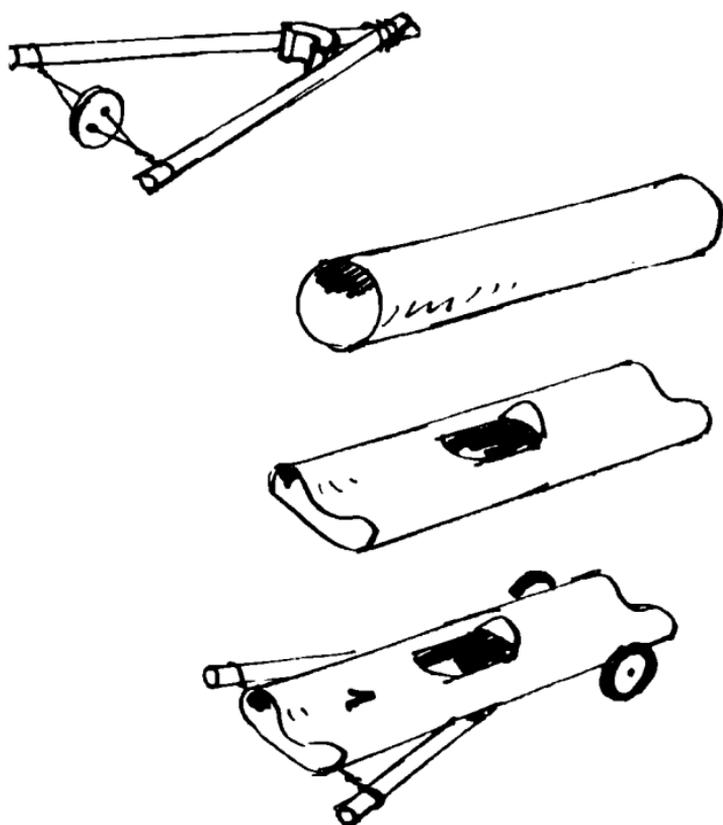
„Bis jetzt ist mir noch alles schleierhaft.“

„Du bist aber schwer von Begriff. Wenn man den Knopf dieses Schnurrers dreht, zieht sich der Faden zusammen und sammelt Kraft an. Läßt man dann den Knopf los, wickelt sich der Faden wieder auf, und der Knopf beginnt sich wie ein Rad zu drehen. Wenn man nun den Knopf mit dem Gummiring eines Nuckels bezieht, ist daraus so etwas wie ein Autoreifen geworden. Ein mit Gummi bezogenes Rad gleitet bei schneller Fahrt nicht so leicht vom Wege ab.

Was nun die Knöpfe anbetrifft, so mußt du schöne große nehmen, Mantelknöpfe eignen sich besonders gut.“

„Du hast bis jetzt immer nur von Schnurrern und Knöpfen gesprochen, mit keinem Wort aber die Autos selbst erwähnt“, bemerkte Mischa.

„Gedulde dich noch ein wenig, laß mich erst einmal alles über den Autorahmen erzählen. Vorn in die



Schleuder müssen noch zwei Stecknadeln hineingesteckt werden. Auf jede wird ein Knopf gesetzt – das sind dann die Vorderräder. Und jetzt drehst du aus Papier eine Röhre. Drück sie vorn und hinten leicht zusammen und schneide oben als Kabine für den Rennfahrer eine quadratische oder ovale Öffnung hinein. Befestige diese Karosserie an dem Motorrahmen – und das Auto ist für ein Wettrennen bereit. Wenn du das deinen Freunden zeigst, werden sie

staunen, wie einfach und billig sich mit eigenen Händen ein selbstfahrender Rennwagen basteln läßt.“

„Nun, Witja, ich sehe schon, du wirst nicht müde, deine Knopffrennwagen zu loben. Jetzt will ich dir aber einmal von unserer Luftparade auf dem Hof erzählen. Einen ganzen Sonnabend lang malten wir Plakate für das Fest. Als in den Nachbarhäusern alle schlafen gegangen waren, klebten wir die Plakate auf den Höfen an: Wir erwarten euch um 10 Uhr als unsere Gäste. Die Kinder aus dem Haus Nr. 230.

Viele, viele Gäste kamen. Einer der Erwachsenen spielte für uns Lieder auf der Ziehharmonika. Beim Umzug führten die Kleinen Papierschwalben und fliegende Pfeile mit sich. Die größeren Kinder folgten mit ihren selbstgebauten Segelflugzeugen. Doch es war nicht einfach nur ein Festumzug, wir veranstalteten auch Wettbewerbe: Bei den Papierschwalben ging es zum Beispiel um Genauigkeit, sie mußten in einem bestimmten Kreis landen. Oder es ging um die Flughöhe – diesen Wettbewerb führten wir neben einer Wand durch. Die Wand des Hauses hatte sich erwärmt, von ihr ging warme Luft aus und trug die Schwalben hoch.

Die Segelflieger wetteiferten miteinander um Flugweite und Flughöhe. Wir ließen auch Modelle mit kleinen Benzinmotoren aufsteigen. Sie gehörten den Jungen Technikern des Pionierhauses.

Als wir dann noch Luftballons mit den Bildern der Kosmonauten fliegen ließen, klatschten alle laut in die Hände. Es war ein wunderschönes Fest . . .“

Die Freunde hatten einander so begeistert von ihren Autos und ihren Flugzeugen erzählt, daß sie schließ-

lich vergaßen, auf ihre Posen zu achten. Während der lebhaften Unterhaltung hatten die kleinen Fische die Haken leergefressen. Unsere beiden Angler mußten die Köder wieder erneuern. Danach herrschte einige Minuten lang Stille. In der Ferne hörte man einen Kuckuck rufen. Von der nahegelegenen Sandbank, wo das Bächlein über die Steine hüpfte, klang das monotone Rauschen des Wassers herüber.

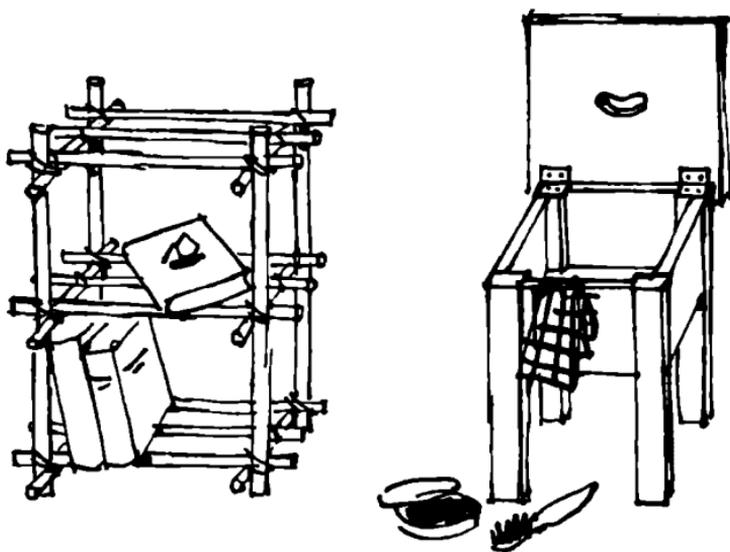
Mischa begann als erster wieder zu sprechen: „Na, und was machst du sonst so zu Hause?“

„Ach, eigentlich alles. Wenn du jemand bei uns nach dem Monteur fragst, wird er dich zu mir schicken. Ist eine elektrische Kochplatte kaputt, muß ein Plätt-eisen repariert werden, gilt es für ein Rundfunkgerät eine Antenne oder eine Erdung anzubringen – so rufen alle gleich nach mir. Und wenn der Ausguß verstopft ist oder der Wasserhahn tropft . . . was dann? Man holt mich. Wenn die Fensterrahmen für den Winter verkittet, die Fenster gestrichen oder Tapeten angeklebt werden müssen – wieder bin ich zuständig. Muß irgendwo ein Topf gelötet oder ein Nagel eingeschlagen werden – auch das geht meist nicht ohne mich.“

„Wer A sagt muß auch B sagen! Du willst ein Junger Techniker sein, also mußst du auch von allem etwas verstehen. Auch ich muß meinen Leuten und den Nachbarn helfen. Das ist nun mal so“, fügte Mischa hinzu.

„Ich hab mal zu Hause ein Bücherregal ohne Bretter, ohne Nägel, ohne Schrauben und ohne Leim gebaut“, rühmte sich Witja.

„Du bist ja der reinste Zauberkünstler, du kannst ja



aus nichts etwas machen“, spottete Mischa. „Woraus hast du das Bücherregal aber nun wirklich gemacht?“

„Aus Stöcken. Ich band einfach vier gleich große Stöcke mit den entsprechenden Querverbindungen zusammen – und fertig war das Regal, das ich mit einer Schnur an die Wand hängen konnte.“

„Und ich“, sagte Mischa, „habe einen Hocker so umgebaut, daß man darin jetzt Schuhbürsten, Schuhkrem und Putzlappen aufbewahren kann. Unter dem Sitz habe ich einen kleinen Kasten angebracht und aus der Sitzfläche des Hockers mit Hilfe von zwei Scharnieren einen Deckel gemacht. Das war alles.“

„Ich habe meiner kleinen Schwester zu Neujahr eine Tanne geschenkt . . .“, nahm Witja wieder das Wort.

„Was ist dabei Besonderes? Sicherlich hast du irgend-

wo im Wald so ein armseliges Bäumchen abgehauen oder ihr eine Tanne gekauft“, unterbrach ihn Mischa.

„Nein, ich habe weder eine gekauft noch eine abgehauen. Ich habe die Tanne selber gemacht; das als erstes. Und zweitens war es eine ranke und schlanke Tanne mit vielen Zweigen, die niemals trocken werden. Drittens hatte sie keinen Stamm; und was die Hauptsache ist, diese Tanne läßt sich zusammenklappen. Wenn das Neujahrsfest vorüber ist, faltet man sie zusammen – und so kann man sie dann bis zum nächsten Jahr liegenlassen.“

„Jetzt weiß ich endlich, warum bei uns kein Fisch anbeißt. Die haben einfach keine Zeit dazu. Die müssen ja beim Anhören deines Märchens von der Tanne ohne Stamm vor Staunen ihr Maul aufreißen“, sagte Mischa lachend.

„Du glaubst mir nicht? Dann hör einmal gut zu. Nimm ein großes Blatt Zeichenpapier oder dünnen Karton. Bemale es auf beiden Seiten mit hellgrüner Farbe und dreh es dann zu einem Kegel zusammen. Zeichne nun auf den Kegel die Umrisse von Zweigen in Form von Rhomben. Biege dann einen jeden mit einer Schere sorgfältig ausgeschnittenen Zweig leicht nach außen – und die Tanne ist fertig.“

Nun fiel auch Mischa wieder etwas ein, was er einmal zu Neujahr gemacht hatte. Er wollte doch keineswegs hinter seinem neuen Freund zurückstehen.

„Ich habe unseren Tannenbaum einmal mit ganz außergewöhnlichen Lämpchen geschmückt. Sie strahlten in den verschiedensten Farben: rot, grün, blau, gelb – und sie waren unterschiedlich groß. Einige hatten die Größe von Apfelsinen, manche waren so-



gar so groß wie Melonen. Diese Lämpchen waren unzerbrechlich; wenn man sie fallen ließ, hüpfen sie wie die Bälle. Die Hauptsache aber war – sie ließen sich auch alle zusammenlegen. Sind die Feiertage vorbei, so läßt sich ein Dutzend solcher Lämpchen bequem in drei leeren Streichholzschachteln unterbringen.“

„Jetzt brauchen wir aber wirklich nicht mehr damit zu rechnen, daß die Fische anbeißen. Die hören bestimmt ganz aufmerksam zu und wollen wissen, wie so viele Lämpchen sich in drei Streichholzschachteln verkriechen können“, spottete nun Witja.

„Warte nur ab... Hör dir erst einmal an, woraus solch ein Lämpchen besteht – und dann kannst du dich immer noch über deine eigene lange Leitung lustig machen. Zuerst einmal mußt du einen Schalt draht an kleine Glühlampen anlöten. Dann schiebst du diese Lämpchen in Luftballons. Blase die Luftballons auf, binde sie am Mundstück zu, verklebe das Mundstück außerdem noch mit Klebstoff, damit die Luft nicht entweichen kann – und schon hast du so ein Tannenbaumlämpchen. Schließe die Drahtenden

an eine Batterie an, hänge die Luftballons an den Tannenbaum – und freue dich über den ungewöhnlichen Baumschmuck.“

Die Freunde schwiegen nun wieder. Anscheinend hatten die Fische wirklich der Geschichte zugehört, wie man Tannenbäume ausschmücken kann, denn es wollte und wollte kein Fisch mehr anbeißen.

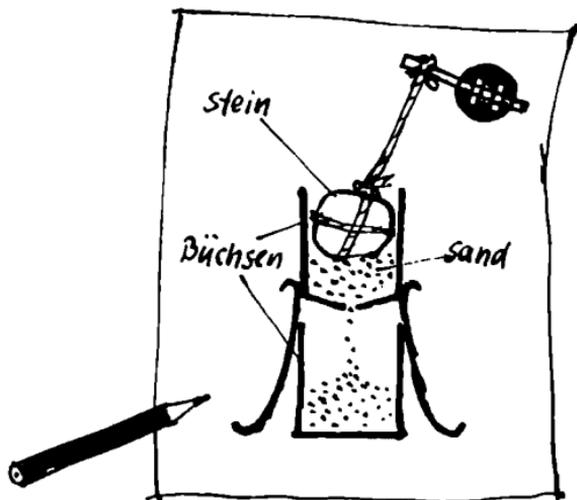
„Zieh!“ rief Mischa plötzlich.

Diesmal hatte Witja Glück. Doch um seinen Fang war er nicht gerade zu beneiden.

„Ach, du Knirps“, sagte er, „du wolltest wohl den Wurm ärgern. Wachs erst noch ein bißchen, eh du dich wieder fangen läßt.“

Behutsam löste Witja den kleinen Fisch vom Haken und setzte ihn wieder ins Wasser zurück. Nachdem er einen neuen Köder am Haken befestigt hatte, begann er wieder zu erzählen: „Meineselbstgebastelten häuslichen Automaten sind aber viel interessanter. Sie öffnen und schließen selbständig die Luftklappe, sie schalten das Licht und das Radio ein und aus, sie achten sogar darauf, daß die Eier auf dem Gasherd nur drei Minuten kochen. Mit einem Wort: Sie erledigen selbständig eine ganze Reihe von Arbeiten, die eigentlich der Aufmerksamkeit des Menschen bedürfen.

All diese Aufgaben werden von Automaten gleicher Konstruktion ausgeführt. Sie haben kein kompliziertes elektronisches Schema und auch keinen kniffligen Uhrenmechanismus, sie sind ganz, ganz einfach. Sie bestehen aus einem Stein, einem Strick, etwas Sand und zwei Konservenbüchsen! Schau einmal her.“ Witja entwarf schnell eine Skizze. „Im Boden der oberen Büchse befindet sich eine kleine Öffnung.

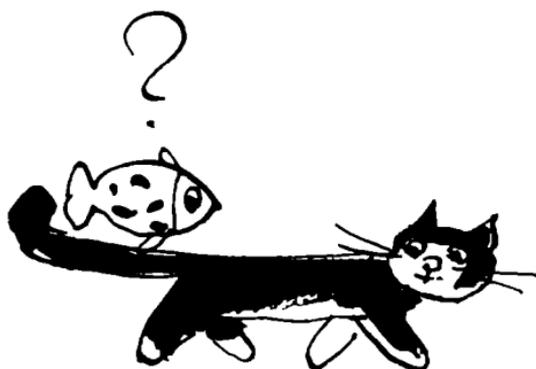


Durch diese Öffnung rutscht der Sand langsam in die untere Büchse. Der Sand ist besonders ausgesucht, gewaschen und durchgeseibt wie bei einer Sanduhr. Schließlich ist ja mein Automat auch so etwas wie eine Sanduhr! Oben auf dem Sand liegt ein schwerer Stein, an den eine Schnur angebunden ist, die zum Beispiel zum Lichtschalter führt. Nach einer bestimmten Zeit ist der Sand durch die Öffnung gelaufen, der Stein senkt sich und zieht die Schnur straff. Dadurch wird der Lichtschalter betätigt, und das Licht geht aus. Je mehr Sand in der Büchse ist oder je kleiner das Loch ist, desto länger dauert es, bis mein Automat in Aktion tritt. Stets läßt sich die Arbeitszeit eines solchen Sandautomaten im voraus berechnen. Ist das klar?“

„Hast du eigentlich bemerkt, Witja, daß wir während unseres Gespräches so viele Fische gefangen haben, wie die Katze auf dem Schwanz wegtragen kann? Dabei ist es jetzt Zeit für uns, ins Lager zurückzukehren. Wie sagte mein Großvater immer: ‚Wenn man genug Fische gefangen hat, ist es an der Zeit, die Angel aufzuwickeln.‘ Den Kaulbarsch und den Gründling aber laß uns wieder in den Fluß zurücksetzen. Sollen sie sich tummeln.“ Mit diesen Worten beendete Mischa die interessante Unterhaltung.

„Da kehren wir nun ohne einen einzigen Fisch vom Angeln zurück“, sagte Witja traurig.

„Dafür haben wir aber einen reichen Fang an den verschiedensten Einfällen und Ideen gemacht“, tröstete Mischa den Freund.



Der Wassergeist

Großmütterchen Agafja erzählte gern von den wundersamen Dingen längst vergangener Zeiten. Besonders gut Bescheid wußte sie über die kleinen Kobolde, die im Haus, im Wald und im Wasser ihr Unwesen treiben. Von ihnen konnte sie so viele Einzelheiten berichten, als hätte sie all diese kleinen Teufel schon des öfteren persönlich gesehen. Der frechste und garstigste aber war ihrer Meinung nach der Wassergeist.

„Er ist der allerbeste Freund des Waldgeistes“, flüsterte sie den Kindern zu, wenn sie sich am Teich der Kolchosmühle trafen. „Dieser Bösewicht lebt tief unten im Wasser. Er hält sich dort versteckt und wartet auf die Jungen oder Mädchen, die in seinen Gewässern baden. Und dann, ihr Lieben, dann packt er plötzlich zu! Und weg ist das Kind, auf Nimmerwiedersehen. Der Wassergeist sieht schrecklich aus; er hat einen langen, zerzausten Bart und zottige Haare... Er ist ganz und gar mit Schlamm bedeckt, als sei er ein alter Wassertrog...“

Die leichtgläubigen Kleinen schauten ängstlich in die Tiefe, hinunter zur Behausung des unbekanntes Geistes. Großmütterchen Agafja aber fügte – wie jedesmal – im Flüsterton hinzu: „Jetzt, meine Kleinen, will ich aber heimgehen. Es kann passieren, daß er

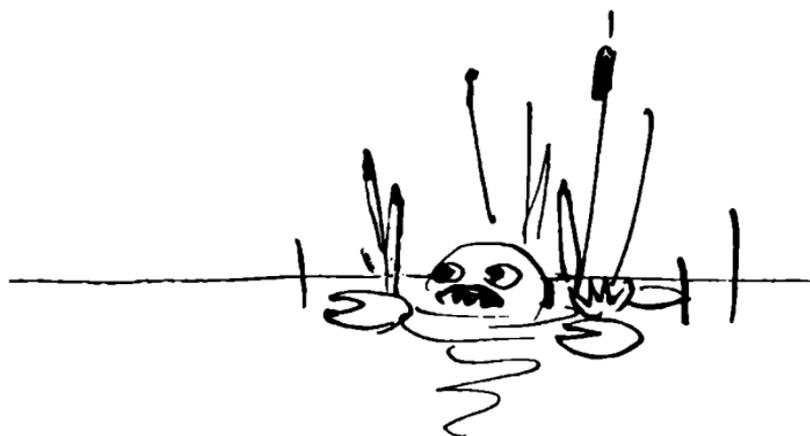


Waldgeister. Sobald es dämmt, beginnen sie herumzuspuken... Das Herz bleibt einem manchmal fast vor Schreck stehen...“

„Aber das sind doch die Eulen“, erklärte Mischa, der einfach nicht still sein konnte.

„Schon wieder mußt du dazwischenreden. Hör lieber zu, was dir ältere und erfahrene Leute zu erzählen haben. – Der Wassergeist aber ist von allen Geistern der gefährlichste, er ist derjenige, der den größten Schaden anrichtet. Er ist ein richtiger Teufel. Zur Nacht wollen wir lieber nicht an ihn denken. Aus seinem Winterschlaf erwacht er immer erst am 3. April...“

„Großmütterchen, hast du ihn schon einmal gesehen?“ unterbrach sie Mischa wieder, während die anderen Kinder näher an die Großmutter heranrückten.



„Ja, das hab ich, ich habe schon die Ehre gehabt. Ach, wie mir damals zumute war. Ich kam gerade von der Abendmesse aus der Kirche. Im Mondenschein sah ich, wie er an dieser Stelle wie ein Ertrunkener aus der Tiefe auftauchte.“ Bei diesen Worten zeigte sie auf den Teich.

Auf einmal war vom Wasser her ein unheimlicher Laut zu hören. Aus den Seerosen tauchte langsam ein häßlicher grüner Kopf auf.

Voller Angst drängten sich die Kinder – wie aufgeschreckte Kücken an die Glucke – dichter an Großmütterchen Agafja. Aber auch die Großmutter saß ganz starr vor Schrecken da und begann eifrig mit bleichen Lippen vor sich hin zu murmeln: „Oh, mein Gott, Amen . . . laß ihn verschwinden . . .“

Als hätte das schreckliche Ungeheuer diese frommen Worte gehört, versank es wieder in der Tiefe.

Das Schweigen wurde von Mischa gebrochen: „Das war der Wassergeist! Dieses teuflische Gesindel! Das Krokodil unserer Gegend!“

„Still, still“, zischelten wieder alle rundherum. „Wenn er das hört, zeigt er sich eventuell noch einmal, und dann zieht er vielleicht noch einen von uns mit sich hinab auf den Grund.“

„Wenn ihr wollt, rufe ich ihn noch einmal“, erklärte Mischa plötzlich.

„Was denn, bist du denn ganz verrückt geworden? Das könnte ja unser aller Ende sein!“ jammerte die Großmutter.

Einige Kinder zog es unwiderstehlich nach Hause. Andere aber, es waren nicht gerade die Schlappschwänze und Angsthasen, waren nicht dagegen, sich noch einmal dieses unbekannte Wesen, den Bewohner der dunklen Tiefe, anzuschauen. Sie begannen sogar, Mischa aufzustacheln: „Was ist denn, glaubst du gar, er hört auf dich? Du brauchst wohl nur zu pfeifen, und schon taucht er an der Wasseroberfläche auf? Da kannst du aber lange warten . . .“

„Und ich werde pfeifen!“

„Tu's nicht, tu's nicht!“ Die Mädchen sagten es schnell und ganz leise.

„Pfeif doch“, forderten ihn die ein wenig mutigeren Jungen heraus.

Mischa steckte zwei Finger in den Mund – und drei durchdringende Pfiffe ertönten über das Wasser. Einige qualvolle Augenblicke vergingen. Die Großmutter, inzwischen wieder etwas mutiger geworden, sagte: „Siehst du, du Angeber . . .“

Doch da waren die seltsamen Laute wieder zu hören.

Und aus der Tiefe tauchte wieder die schreckliche Fratze des Wassergeistes auf. Vor Staunen stand allen der Mund offen; abwechselnd schauten sie bald auf Mischa, bald auf das Scheusal.

„Und jetzt wollen wir ihn fangen“, meinte Mischa. Wieder erhob die Großmutter ein Jammergeschrei: „Rühr ihn nicht an, mein Junge. Laß dich nicht mit dem Wassergeist ein. Der Teufel wird dich dafür strafen! Denk an meine Worte!“

Mischa jedoch rannte zum Ufer des Teiches, zog Schuhe und Hemd aus, sprang ins Wasser und schwamm furchtlos auf den Wassergeist zu.

Als der schreckliche Kopf den Schwimmer erblickte, stöhnte er noch einmal wütend auf und verschwand dann schnell in die Tiefe.

„Halt, warte, du Bösewicht!“ schrie Mischa. „Ich werde jetzt mit dir abrechnen! Ich werde dich aus dem Wasser holen! Ich werde dir zeigen, daß man Kinder und alte Leute nicht erschrecken darf!“

Der Wassergeist jedoch blieb verschwunden. Nach wenigen Sekunden waren von dem bösen Geist nur noch einige Kreise auf der Wasseroberfläche zu sehen.

„Du entkommst mir nicht. Auch wenn du dich auf dem Grunde versteckst, du giftige Natter! Ich werde dich auch dort erwischen! Ich packe dich bei den Ohren und zieh dich ans Tageslicht!“ rief Mischa und tauchte dann dem Wassergeist nach.

Es wurde ganz mucksmäuschenstill. Plötzlich schrie jemand vor Angst und Schrecken; die Mädchen schluchzten leise. An der Wasseroberfläche tauchten nur einige große Luftblasen auf . . .

„Nun ist dieser störrische Bengel für nichts und wieder nichts umgekommen“, prophezeite die Alte ein wenig schadenfroh. „Und dabei habe ich ihn so gewarnt. Jetzt hat der Wassergeist ihn für seinen Stolz, seine Frechheit und seinen Ungehorsam gestraft. Möge die Erde dem Toten leicht sein . . .“

Doch noch war die Großmutter mit ihrer feierlichen Totenmesse nicht zu Ende, als das schreckliche grüne Ungeheuer schon wieder frech auftauchte. Vorwurfsvoll wackelte der Kopf von einer Seite zur anderen, als wollte er sagen: „So wird es ewig und immer all denen ergehen, die es wagen, in unser dunkles Unterwasserreich vorzudringen.“

Nach dem Kopf, der den wagemutigen Jungen verschlungen hatte, tauchte nun auch der Hals des Wassergeistes auf. Der Hals war weiß und überaus lang wie bei einer Gans; dann aber kam er selber zum Vorschein . . .

Und wißt ihr, wer da zum Vorschein kam? Ja, der lebende und vollkommen heile Mischa Romaschkin! Er schnaufte laut, spuckte und prustete. Was alle für den Hals des Wassergeistes gehalten hatten, stellte sich als Mischas Arm heraus, der den unheimlichen Kopf an der Kehle gehalten hatte.

„Ich habe euren Wassergeist gefangen!“ rief er fröhlich, nachdem er wieder zu Atem gekommen war. „Der Teufel ist gar nicht so schrecklich, wie er immer hingestellt wird. Ich habe ihm einfach den Kopf abgerissen. Jetzt werde ich ihn euch gleich bringen!“ Nur mit einer Hand schwimmend, strebte Mischa dem Ufer zu; dabei klatschten die grünen Wangen des Wassergeistes auf die Wellen.

Großmütterchen Agafja rieb sich die Augen, schüttelte den Kopf, bekreuzigte sich und murmelte kaum vernehmbar vor sich hin: „Herrgott, ich bitte dich . . .“ Wieder stand allen Kindern vor Verwunderung der Mund offen. Schweigend beobachteten sie, wie der frohlockende Mischa die Böschung heraufkletterte. Bald aber war allen klar, daß das Ungeheuer ein einfacher Luftballon war, den die Freunde vorher mit Ölfarbe so schrecklich angemalt hatten. Nur Großmütterchen Agafja begriff nichts. Sie bekreuzigte sich immer wieder, war mehr tot als lebendig und brummelte still vor sich hin. Die Kinder aber fingen nun an zu lachen, zuerst leise, dann immer lauter und lauter.

„Da habt ihr euren Bösewicht, euer Gespenst“, sagte Witja Pugowkin herausfordernd, während er unter den Sträuchern hervorgekrochen kam. „Und damit euch die Großmutter eure kleinen Köpfe nicht noch einmal vernebelt, wollen wir diesen Teufel jetzt gemeinsam zertrampeln. Also los, auf ihn, macht alle mit!“

Alle wollten sie mit ihren Füßen den verhaßten Wasergeist zertreten. Doch sein runder Kopf zerplatzte plötzlich mit einem lauten Knall von selbst, als wolle er die Rache der Kinder nicht abwarten. Anscheinend war der Luftballon gegen irgendeinen Stachel gestoßen. Auf dem staubigen Weg blieben nur ein nasser, schmutziger Fleck, kleine Stückchen dunkelgrünen Gummis und einige Wasserpflanzen zurück.

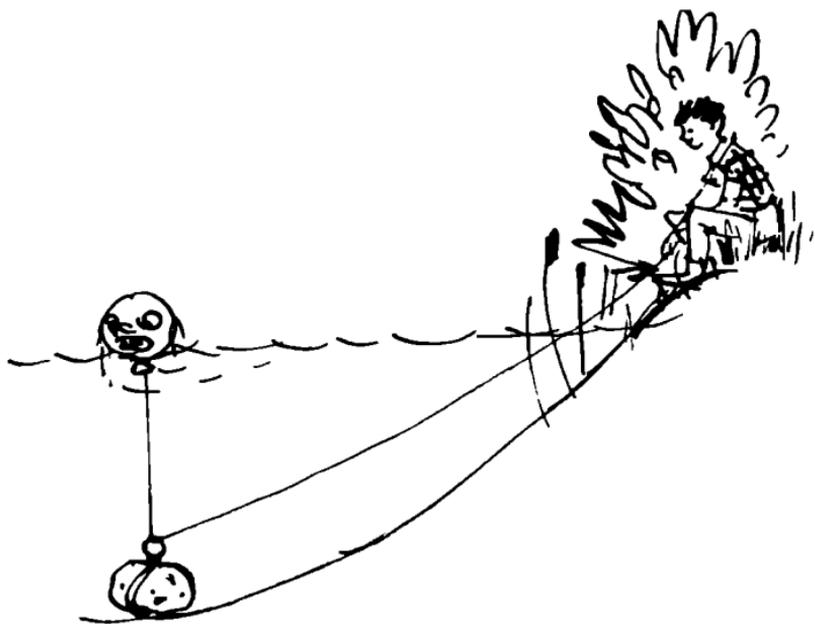
Witja und Mischa aber quälten die Kinder nicht lange, sie erzählten ihnen gleich alles an Ort und Stelle: Die beiden erfinderischen Freunde hatten den bemalten

Luftballon schon vorher an einen langen Bindfaden gebunden; den Bindfaden hatten sie durch einen Ring gezogen und dann diesen Ring an einem schweren Stein befestigt. Den Stein aber warfen sie ins Wasser. Witja saß nun im Gebüsch versteckt, erzeugte die verschiedenartigsten Töne und Geräusche und veranlaßte mit Hilfe der Schnur das Aufsteigen und Versinken des Wassergeistes . . . Das war alles.

Großmütterchen Agafja war ganz klein geworden; sie schien einen noch krummeren Rücken bekommen zu haben und trollte sich ganz niedergeschlagen heimwärts.

„Da seht ihr selbst einmal, wie wahr Sprichwörter sein können: ‚Auch Alter schützt vor Torheit nicht!‘“ rief ihr Mischa nach.

Noch lange erklangen an dem warmen Sommerabend die fröhlichen Stimmen der Kinder. So lustig zwitschern die Vögel, wenn das Gewitter hinter dem Wald verschwindet und die liebe Sonne wieder zum Vorschein kommt.



Freund des Malers

Einer der Lieblingsaussprüche Mischa Romaschkins war: Geschickte Hände kennen keine Langeweile. Er hatte sogar ein Gedicht darüber verfaßt:

Man sagt, es gibt Kinder, die haben keine Eile,
die kommen fast um vor Langeweile.

Aber ich, aber ich –
ich kenne so was nicht!

Man sagt, es gibt Kinder, die haben nichts zu tun,
die lassen die Hände im Schoße still ruhn.

Aber ich, aber ich –
ich kenne so was nicht!

Man sagt, es gibt Kinder, die haben keine Ideen,
die können den Wald vor Bäumen nicht sehn.

Aber ich, aber ich –
ich kenne so was nicht!

Zur Lagerbrigade der Künstler und Gestalter gehörten auch drei Mädchen: Katja Terentjewa, Nelli Smirnowa und Njuscha Seregina.

„Seid begrüßt, ihr Künstlerinnen!“ sagten unsere beiden Freunde, als sie das Zimmer betraten, wo sich die drei Freundinnen mit der Herstellung von Plakaten und der Ausgestaltung der Wandzeitung beschäftigten.



„Ach, ich könnte heulen, wenn ich daran denke, wie viele Plakate ich noch machen muß“, klagte Katja.

„Tränen helfen da gar nichts“, sagte Mischa. „Aber eine goldene Regelscheinst du vollkommen vergessen zu haben: Bevor man mit den Achseln zuckt, soll man sein Gehirn anstrengen.“

„Ich habe ja nachgedacht, aber es ist nichts dabei herausgekommen.“

„Wenn du willst, sind deine Plakate in einer Stunde fertig“, schlug Mischa vor. „Lauf und besorge etwas Öl, es kann sogar ranziges sein.“

„Wozu denn das? Willst du die Plakate etwa backen wie Eierkuchen?“

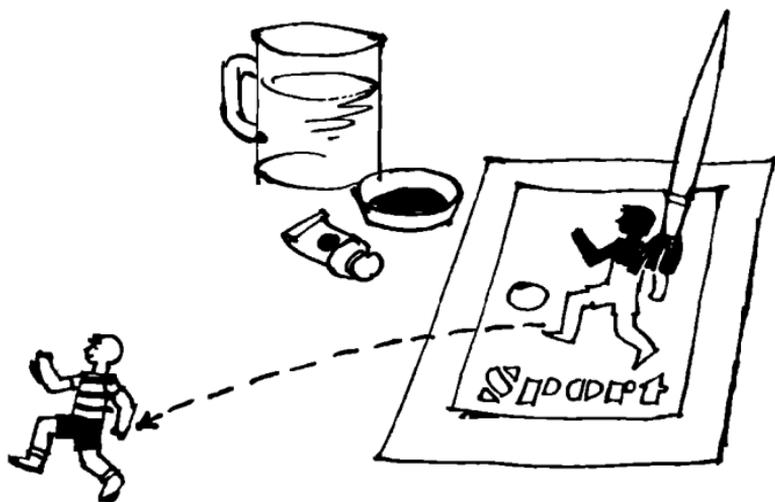
„Genau das will ich. Ich will eine Form mit Öl bestreichen. Nun lauf aber, Katja. Und komm mir nicht ohne Öl zurück.“

Während Katja nach Öl lief, schnitten die beiden Freunde mit einem scharfen Messer und einer Schere die Konturen von Zeichnungen und Buchstaben aus Katjas bestem Plakat aus. Über diesem Plakat stand als Überschrift: Wir sind gesund – das verdanken wir dem Sport. Darunter waren die Figuren von Sportlern gezeichnet.

Nach etwa fünfzehn Minuten kehrte Katja zurück. Als das Mädchen sah, daß die beiden Freunde ihr Plakat zerschnitten hatten, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen.

„Schämt ihr euch denn gar nicht, mich derart zum Narren zu halten! Während ich Öl besorgen mußte, habt ihr mein allerschönstes Plakat zerschnitten.“

„Reg dich nicht auf. Gib uns lieber das Öl, damit wir die Form einschmieren können.“ Mischa begann, die



verbliebene Fläche des Plakates sorgfältig mit Öl zu bestreichen. „Wir eröffnen jetzt eine Druckerei, Katja. Von diesem Plakat wollen wir eine Auflage von zwanzig Stück herstellen. Leg unsere Schablone nun auf ein sauberes Stück Papier und male die von uns gemachten Ausschnitte aus.“

Mischa zeigte ihr, wie leicht und einfach man mit Hilfe einer Schablone alle beliebigen Darstellungen und Plakattexte vervielfältigen kann. Und tatsächlich: Nach einer Stunde war diese Last von der armen kleinen Künstlerin genommen. Statt der Tränen funkelten jetzt in ihren blauen Augen viele lustige kleine Fünkchen.

„Ich muß manchmal für die Wandzeitung Fabriken, Flugzeuge und Schiffe abzeichnen. Wißt ihr da nicht auch zufällig ein Mittel, wie man dies schneller und genauer machen kann?“ fragte Nelli.

„Das geht doch ganz einfach mit Kohlepapier, oder indem man das abzuzeichnende Bild in Quadrate aufteilt.“

„Dabei verdirbt man aber oft das Original, von dem man abzeichnen will“, entgegnete das Mädchen.

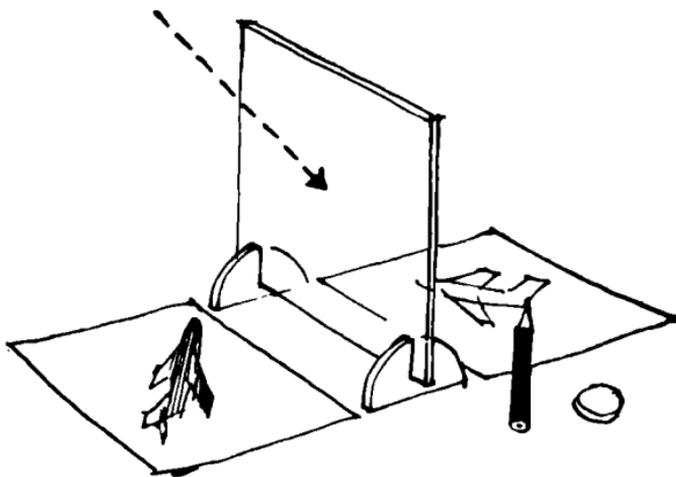
„Dann nimm doch einfach einen ‚Tarnspiegel‘!“

„Woher soll ich denn solch einen Spiegel nehmen? Und was ist das überhaupt?“

„Warte einen Augenblick, ich werde dir einen bringen.“ Witja verschwand und kehrte gleich darauf wieder mit einem Stück Fensterglas zurück.

„Das nennst du einen Tarnspiegel?“ Nelli lachte.

Witja befestigte an dem Glas zwei Ständer aus Pappe, dann stellte er es neben die Abbildung eines Flugzeuges und sagte: „Schau seitwärts auf das Glas. Siehst du die Widerspiegelung? Jetzt lege ein Blatt Papier daneben und zeichne darauf das Flugzeug ab. Mit dieser einfachen Methode lassen sich alle Gegenstände, ohne das Original zu beschädigen, schnell und sauber abzeichnen.“



Sogleich machten sich die Mädchen daran, alles, was ihnen unter die Hände kam, nach Witjas Methode zu kopieren. Bald merkten sie aber, daß alle Zeichnungen umgekehrt waren.

„Das ist ja ein toller Zauber. Was ich auch male, alles ist seitenverkehrt“, schnaufte Katja.

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten“, erklärte Mischa. „Erstens sehen viele Gegenstände – zum Beispiel Flaschen, Bälle, Sterne und Ornamente – sowohl von links als auch von rechts gesehen gleich aus. Zweitens kann man ja das Bild noch ein zweites Mal abzeichnen, dann wird es nämlich richtig. Und drittens . . .“

„Drittens“, brüstete sich Witja, „weiß ich, wie man mit zwei Spiegeln Landschaften, Früchte, Menschen, Blumen und Häuser, überhaupt alles, was das Auge erblickt, ganz genau zeichnen kann.“

„Warte und unterbrich mich nicht. Laß mich erst einmal zu Ende erzählen“, bat Mischa. „Erst erzähle ich euch meine dritte Möglichkeit, und dann kannst du uns von deiner Entdeckung berichten.“

Mischa ging zum Fenster und öffnete einen Flügel.

„Schaut einmal her. In dem Glas ist auf dem Hintergrund der dunklen Wand deutlich mein Bild zu erkennen. Jetzt befestige ich auf der Wand mit Reißzwecken ein Blatt Papier. Könnt ihr euch denken, warum? Nein? Um mein Selbstporträt abzuzeichnen, das mich aus dem Glas heraus anblickt.“ Und sogleich entwarf Mischa mit wenigen Strichen auf dem Papier die Skizze seines Wuschelkopfes.

„So, Witja, nun kannst du uns erzählen, was du dir als Drittes gedacht hattest.“

„Für heute haben wir meiner Ansicht nach den Mädchen genug erzählt. Laß sie uns morgen wieder besuchen, dann werden wir ihnen zeigen, wie man in einer Minute ein geschickter Zeichner wird.“

„Morgen“, seufzte Njuscha, „morgen müssen wir Abzeichen für die Arbeitsgemeinschaft der Jungen Naturforscher zeichnen.“

Die beiden Jungen gingen. Unterwegs beschlossen sie, für die drei Mädchen noch nie dagewesene Entwürfe für solche Abzeichen anzufertigen.

„Da seid ihr ja, ihr beiden“, empfing sie Katja am folgenden Tag. „Wir haben gerade davon gesprochen, wie man es verhindern kann, daß die Farben untereuren Schablonen zerfließen.“

„Ihr müßt entweder sehr dick- oder sehr dünnflüssige Farben nehmen“, gab Mischa zur Antwort.

„Mach keine Scherze und erzähl uns keinen Unsinn. Je dünner die Farben sind, um so eher zerfließen sie“, sagte Njuscha ärgerlich.

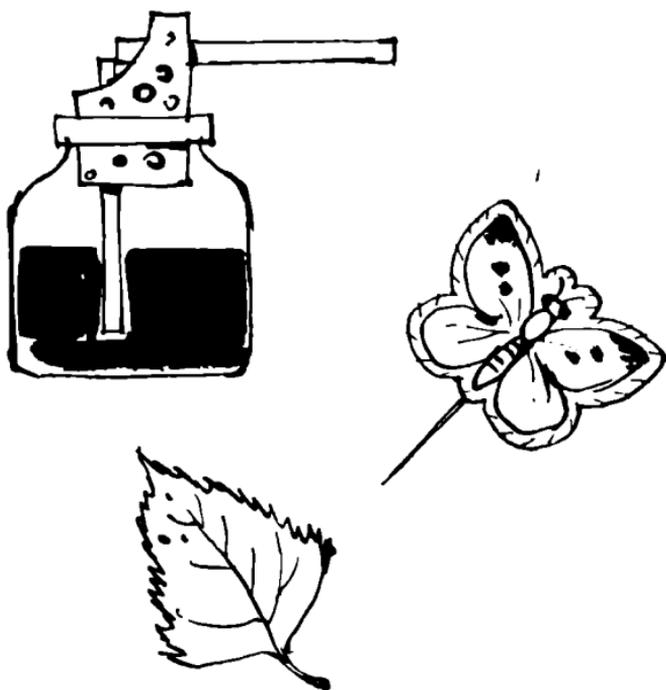
„Ich meine das ganz im Ernst. Dickflüssige Farbe kann man auf Papier bringen, wenn man dazu einen dicken Pinsel benutzt. Dünnflüssige Farbe aber wird mit einem Zerstäuber aufgespritzt.“

„Woher bekommt man denn so ein Ding?“

„Das ist doch eine Kleinigkeit“, antwortete Mischa.

„Ein Korken, zwei Strohhalme – und der Zerstäuber ist fertig. Ich werde euch gleich einen bringen.“

Nach einigen Minuten erschien Mischa wieder. In seinen Händen hielt er einen schräg abgeschnittenen Korken mit zwei darin steckenden Strohhalmen. Ein Strohalm war dünn, der andere, durch den man bla-



sen mußte, war dick. Nun tauchte er den dünnen Strohhalm in die dünnflüssige Tusche und zeigte, wie man mit dem selbstgebauten Zerstäuber die Farbe auf die Schablone aufspritzen kann.

„Nachdem wir uns gestern von euch verabschiedet hatten“, erzählte Witja, „machten wir noch einen kleinen Spaziergang am Wald entlang. Wir stellten fest, daß dort die Abzeichen für die Jungen Naturforscher nur so herumfliegen und wachsen. Nicht nur für zehn, sondern für hundert Arbeitsgemeinschaften...“

„Was denn, die Abzeichen sollen wie die Schmetterlinge herumgeflogen sein?“ Njuscha wollte das nicht glauben.

„Das ist aber so. Wir haben sogar ein Abzeichen abgepflückt, einem anderen sind wir hinterhergelaufen und haben es für euch eingefangen.“

„Wo habt ihr sie, zeigt sie uns“, riefen die Mädchen aufgeregt durcheinander. Die Aussicht, die vielen Abzeichen nicht zeichnen zu müssen, sondern sie einfach nur irgendwo abzupflücken oder einzufangen, stimmte sie fröhlich.

Da zog Witja feierlich und vorsichtig aus seiner Hosentasche eine Streichholzschachtel und schüttete daraus einen toten Kohlweißling und ein Birkenblatt auf den Tisch.

„Diese Kohlweißlinge“, sagte er, „sehen zwar hübsch aus, sie sind aber sehr schädlich. Sie legen Eier, aus denen dann recht gefräßige Raupen schlüpfen, die von den Kohlköpfen auf den Feldern einzig und allein die Strünke stehenlassen. Darum, je mehr diese Schmetterlinge gefangen und vernichtet werden, desto besser ist es. Wir sind nun auf den Gedanken gekommen, aus ihnen Abzeichen zu machen. Schaut einmal her, ich lege den Schmetterling zwischen zwei Stückchen Film, von dem zuvor in heißem Wasser die Emulsion abgewaschen worden ist. Dann beschneide ich den Film nach den Umrissen des Schmetterlings, nähe die Ränder zusammen, hefte eine Nadel an – und das Abzeichen ist fertig. Sollte jemand das Abzeichen mit dem Schmetterling nicht gefallen, dann kann er auch solch ein Birkenblatt tragen. Es ist ja auch sehr schön.“

Dieser Einfall – die Abzeichen für die Jungen Naturforscher einfach im Wald abzupflücken und auf den Kohlfeldern einzufangen – gefiel den Mädchen außer-

ordentlich gut, und sie begaben sich sogleich auf die Jagd. Witja und Mischa gingen mit ihnen. Doch anstatt Schmetterlinge zu fangen, begannen die beiden Freunde, die verschiedensten Blumen zu pflücken.

„Ihr wollt doch nicht etwa jemand mit einem Blumenstrauß eine Freude bereiten?“ fragte Katja neugierig.

„Ich möchte meinem Lehrer einen ganz besonders schönen Brief schicken“, antwortete Witja.

„Und ich möchte einmal Blumen ohne Pinsel, Farben und Buntstifte malen“, entgegnete Mischa.

„Njuscha, Nelli, kommt mal ganz schnell her!“ rief Katja. „Die beiden Jungen haben sich schon wieder etwas Neues ausgedacht.“

Als Nelli und Njuscha herbeigeeilt waren, sahen sie in Witjas Notizbuch ein Bild. Zwischen zwei durchsichtigen Filmnegativen lagen gepreßte Gräser, Blätter und Blumen.

„Man muß nun noch die Ränder mit Papier bekleben und darauf die Bezeichnungen der einzelnen Pflanzen schreiben – und die Herbarium-Postkarte ist fertig. In einen Umschlag gesteckt, kann man sie an die Schule, nach Hause oder seinen Freunden schicken.“

Dann zeigte ihnen Mischa, wie er es anstellen wollte, Blumen ohne Farben, Pinsel und Buntstifte darzustellen. Wenn man die Blüten und Blätter mit dem Stiel eines Messers, mit einem Löffel oder einem Kamm auf das Papier drückt, so drückt sich die Blume mit ihrem ausgedrückten Saft ganz von selbst ab. Man muß dabei das Papier nur auf ein Stück Holz oder einen festen Buchdeckel legen.

„Auf diese Art und Weise kann man nicht nur Blumen zeichnen“, erklärte Mischa. „Wenn ihr wollt, könnt ihr mit diesen natürlichen Aquarellfarben auch ganze Landschaften abbilden: Wälder, Felder, Hügel, Gebäude, Wege, Flüsse und Wolken. Zeichnet zu Anfang mit einem Bleistift die Konturen der Gegenstände und malt sie dann mit dem Saft der Pflanzen aus.“

„Wann endlich wird uns Witja seinen dritten Einfall verraten?“ fragte Nelli neugierig.

„Nur Geduld“, antwortete Mischa für den Freund. „Wir haben jetzt eine sehr dringende Aufgabe zu erledigen: Wir müssen Ständer bauen, an denen man Plakate, Zeichnungen und Fotografien aufhängen kann. Wir haben beschlossen, diese Ständer ohne Bretter, Nägel, Leim und Farben zu basteln.“

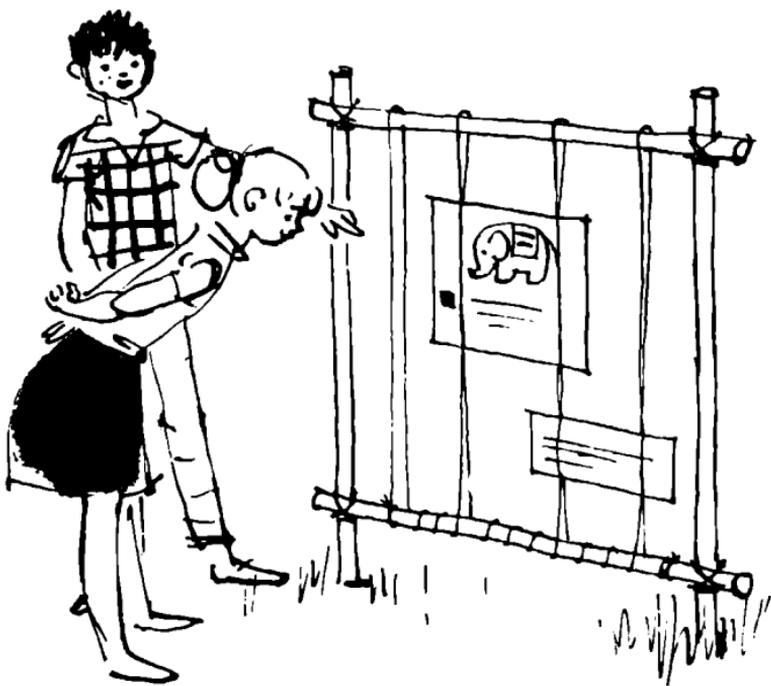
„Mit einem Wort – aus Luft!“ fügte Nelli hinzu.

„Nein, nicht aus Luft . . . Kommt morgen früh rechtzeitig zum Appellplatz und schaut sie euch an.“

„So bald schon?“ wunderten sich die Mädchen. „Ihr seid doch nicht etwa Zauberer?“

„Zauberer hin, Zauberer her, wir sind einfach einfallsreiche Erfinder. Und ein Erfinder zu sein, ist manchmal weitaus schwieriger als ein Zauberer. Manch einer stellt sich das vielleicht so einfach vor, aber so ist das keineswegs. Wir beide jedenfalls geben uns immer große Mühe“, meinte Mischa.

Am nächsten Morgen lief die neugierige Njuscha als erste zum Appellplatz. Und tatsächlich standen dort sechs von unseren beiden Freunden gebastelte Ständer. Sie hatten sich aus dem Wald trockene, abgefallene Äste beschafft. Junges, grünes Gehölz darf



man auf keinen Fall für solche Zwecke abhauen. Aus einem Armvoll des gesammelten Holzes hatten sie sich die längsten und geradesten Stöcke ausgesucht und sie den Weg entlang eingegraben. An diesen Stöcken befestigten sie nun oben und unten Querbalken. Zwischen diesen Querbalken aber spannten sie Fäden. Diese Fäden drehten sie, damit man in sie sowohl Plakate als auch Karten, Fotografien und Texte stecken konnte. Schnell, billig und sehr luftig hatten sie diese Ständer gebaut.

„Wann endlich wird uns Witja seinen dritten Einfall verraten?“ Nelli konnte keine Ruhe geben.

„Geduldet euch noch bis zum Abend, dann werdet ihr etwas zu sehen bekommen, wonach sich Jungen und Mädchen alle zehn Finger ablecken werden“, sagte Mische geheimnisvoll.

Es war Abend geworden. Witja trug eine in Zeitungspapier eingewickelte geheimnisvolle Schachtel mit sich herum.

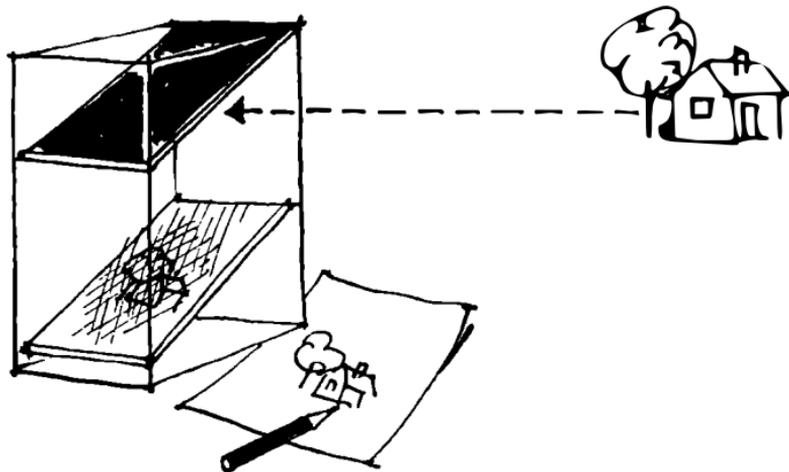
„Was hast du darin? Bonbons? Kekse? Schokolade? Kuchen? Torte?“ Die Mädchen überfielen ihn nur so mit Fragen.

Ohne die Schachtel auszuwickeln, hielt Witja eine kurze Ansprache: „Erinnert ihr euch noch, daß beim Kopieren von Zeichnungen mit einfachem Glas alles seitenverkehrt war? Wenn ihr einen Gegenstand aber durch einen Spiegel abzeichnet, wie seht ihr den betreffenden Gegenstand dann im Spiegel? – Auf der Zeichnung wird er dann ganz genau so, wie ihn unser Auge sieht. Schaut einmal her.“

Nun wickelte Witja endlich sein geheimnisvolles Päckchen aus. Die Mädchen erblickten einen Papprahmen ohne Boden, in dem zwei schräg gestellte Spiegel angebracht waren. Durch den unteren Spiegel – konnte man hindurchschauen. Er war kreuz und quer durch feine Striche zerkratzt und ließ somit die Lichtstrahlen hindurch.

Witja zeichnete den Verlauf der Strahlen auf, und es wurde klar, wie die zweifache Umkehrung der Gegenstände in solchen Spiegeln möglich ist und warum die Zeichnung richtig wird. Denn in dem unteren zerkratzen Spiegel waren gleichzeitig der nicht verdrehte Gegenstand und das Blatt Papier mit der zeichnenden Hand zu sehen.

Stolz nannten die beiden Jungen dieses Gerät „Freund des Malers“. Und die Mädchen fügten gleich noch lachend hinzu: „Das ist etwas für Faulpelze, für Maler, die zu faul sind, richtig nach der Natur zu malen!“ Beleidigt zogen die beiden Freunde davon. Ihre Begeisterung für derartige Hilfsgeräte war merklich abgekühlt.



Tag der Flotte

Der Morgen war still und wolkenlos. Im Wald lag noch die duftende Frische der Nacht. Im dichten Gezweig jubilierten die Vögel.

In aller Frühe begaben sich unsere beiden Freunde zum Bach. Wie gewöhnlich gingen sie nebeneinander. Zu Anfang drehte sich ihr Gespräch um den Streit mit ihren drei Freundinnen. Sie beschlossen – ihnen noch lange böse zu sein, lohnt sich nicht, Mädchen sind nun einmal so. Immerzu haben sie was zum Kichern und zum Gackern.

Dann sangen die beiden nach einer bekannten Melodie ein von ihnen selbst verfaßtes kleines Lied:

Wasser, Luft und Sonnenschein
werden immer bei uns sein!

Haben wir ein wenig Freizeit hier,
lenken die Schritte zum Wasser wir.

Ob am Meer, ob am See, ob am Bach –
schnell verschwunden ist ein jeder Krach.

Immer werden bei uns sein –
Wasser, Luft und Sonnenschein!

Als das Lied verklungen war, fragte Mischa: „Witja, hast du auch dein HTB nicht vergessen?“

„Ich hab es mir gleich gestern Abend in die Hosentasche gesteckt. Heute früh habe ich mir dann noch Bindfaden besorgt.“



„Wozu denn das, Witja, willst du dir etwa Knöpfe annähen oder etwas stopfen? Oder gar angeln?“

„Nein, die Bindfäden – das ist ein Geheimnis“, antwortete Witja. Dann schaute er sich absichtlich mißtrauisch um und flüsterte dem Freund ins Ohr: „Das ist kein einfaches Geheimnis, sondern ein militärisches. Du mußt aber den Mund halten und darfst nichts verraten, sonst ergeht es uns beiden schlecht.“

„Was denn, ich habe ja schließlich auch nicht nur das HTB mit, sondern ebenfalls ein militärisches Geheimnis.“ Mischa holte einige leere Streichholz-



schachteln hervor. In einer Schachtel befanden sich ganz gewöhnliche Stecknadeln.

„Haha! Das ist aber ein militärisches Geheimnis! Du willst wohl Käfer und Schmetterlinge sammeln?“

„Du kannst wirklich toll raten!“

So zogen sie dahin, trugen in ihren ausgebeulten Hosens das HTB, Bindfaden und Streichholzschachteln und in ihren zerzausten Köpfen allerlei Geheimnisse und Gedanken mit sich herum. Der Waldpfad schlängelte sich durch ein dunkles Tannenwäldchen, um dann wieder auf eine helle Waldwiese hinauszuführen.

Ich habe ja ganz vergessen zu erzählen, was HTB eigentlich bedeutet. Es handelt sich um drei Sachen: um ein Heft mit Quadraten, um ein Taschenmesser und um einen einfachen Bleistift. Diese drei Dinge trugen die beiden Jungen immer mit sich herum.

„Worin besteht denn dein Geheimnis?“ fragte Mischa ungeduldig.

„Darin, wie wir bis zum Mittagessen zwanzig oder gar dreißig Segelboote und Motorschiffe bauen werden“, antwortete Witja rätselhaft.

„Dein Großvater war wohl nicht zufällig ein deutscher Baron?“

„Was für ein Baron denn?“

„Na, der Baron von Münchhausen. Der war nämlich ein Meister im Aufschnelden! Vielleicht hast du diese Eigenschaft von ihm geerbt?“ sagte Mischa lachend.

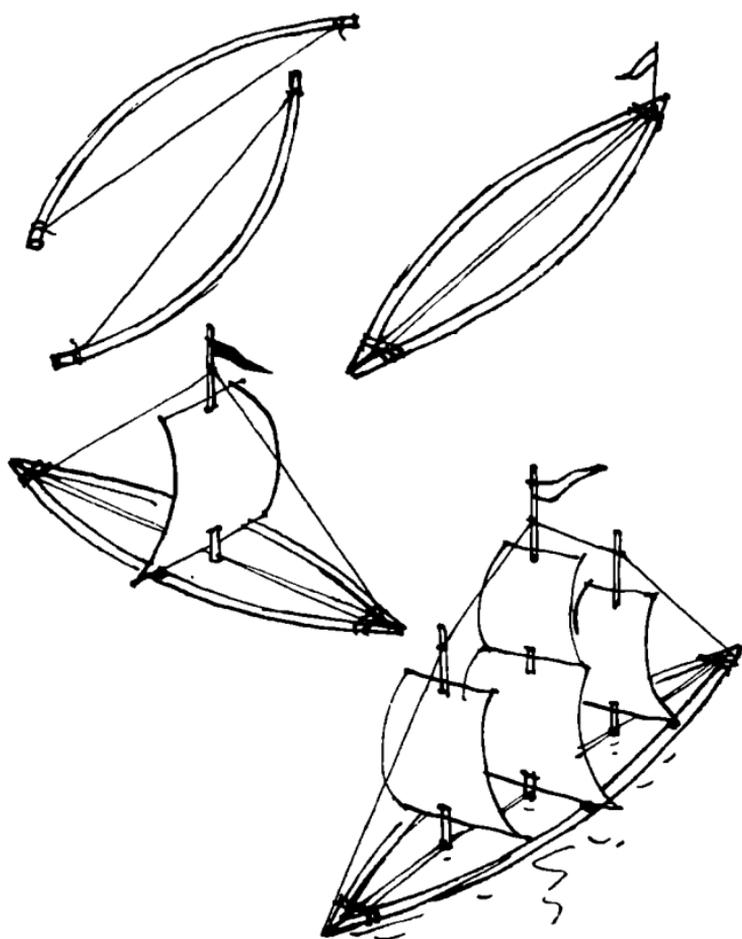
„Du wirst es ja sehen, in zwei bis drei Stunden werden sie fertig sein“, behauptete Witja hartnäckig.

„Ich weiß, ich weiß. Mit deiner Bindfadenrolle fängst du einen Märchenhecht; du darfst dir dann etwas wünschen, der Hecht erfüllt deinen Wunsch – und schon schwimmen überall die herrlichsten Schiffe!“

„Nun hör aber auf! Ich habe jetzt genug von dem Geschwätz! Hilf mir lieber, soviel trockene Zweige und Äste wie möglich zu sammeln.“

„Und das Flottengeschwader steigt aus den Flammen empor wie der Wundervogel Phönix“, stichelte Mischa wieder. Trotzdem aber half er, allerlei kleine Ruten und Zweige aufzusammeln.

So kamen sie zu dem murmelnden Waldbächlein, das sich durch Weiden- und Haselnußgesträuch dahinwand.



Witja zog den Bindfaden aus der Tasche, stellte aus Gerten zwei gleiche Bogen her und sagte: „Unsere schwimmenden Boots- und Schiffsmodelle bauen wir nicht aus Balken und Brettern, sondern aus Zweigen.“ Witja band die Enden der beiden Bogen zusammen. „Siehst du, schon haben wir das schematische

Modell eines beliebigen Schiffes. Soll daraus ein Segelschiff werden, stell einfach auf die Verspannung in der Mitte einen Mast mit einem Segel aus Papier. Willst du ein Schiff mit drei Segeln haben, brauchst du ja bloß drei Masten anzubringen.“

Witja riß aus dem Heft einige Blätter heraus und machte daraus Segel. Bald schaukelten ein Boot und ein Dreimaster stolz auf den Wellen des Baches.

„Ja, solch eine Flotte läßt sich schnell bauen“, sagte Mischa begeistert. „Worin besteht denn nun aber das militärische Geheimnis?“

„Ganz einfach; ich habe gestern die Pionierleiterin getroffen. Sie sagte zu mir: ‚Witja, denk doch mal darüber nach, wie man den Tag der Flotte am besten begehen kann.‘ Ich habe nun beschlossen, auf dem Teich für alle eine große Regatta zu veranstalten.

Dieser Feiertag steht unmittelbar bevor. Darum können wir die Schiffe und Boote nicht mehr richtig bauen, sondern nur noch solche aus Gerten und Zweigen.“

„Ja, so lassen sie sich schnell herstellen“, bestätigte Mischa noch einmal.

„Es geht so einfach, daß, ehe man sich versieht, schon hundert fertig sind. – Eine jede Erfindung ist das Ergebnis geduldigen Nachdenkens. Auch ich bin nicht sogleich auf diese einfachen Modelle gekommen. Ich habe mir gestern Abend selber den Befehl gegeben, recht früh aufzuwachen; denn du weißt ja: Der Morgen ist klüger als der Abend.

Jetzt aber laß uns in die Boote Motoren der verschiedensten Systeme einbauen. Wir wollen sie RP-1, RP-2 und RP-3 nennen“, schlug Witja vor.

„Woher wollen wir denn hier im Wald diese Motoren nehmen?“

„Du siehst keine? Du bist mir schon einer! Vor dir liegen sie doch! Und was für herrliche Motoren; sie sind leicht, kosten nichts, funktionieren störungsfrei und arbeiten ohne Elektrobatterien, ohne Benzin, ohne Öl und ohne Federn.“

„Du meinst Gummimotoren, nicht wahr? Zieh das Gummiband aus deinen Hosen – und schon hast du so einen RP-1“, sagte Mischa nun spöttisch.

„Das Gummiband aus den Hosen brauchen wir nicht. Jeder Junge weiß, daß man Gummimotoren auch mit anderem Gummi basteln kann. Zuerst einmal wollen wir uns eine Schraube mit vier auf einem kleinen Stab steckenden gekreuzten Schraubenblättern schnitzen.

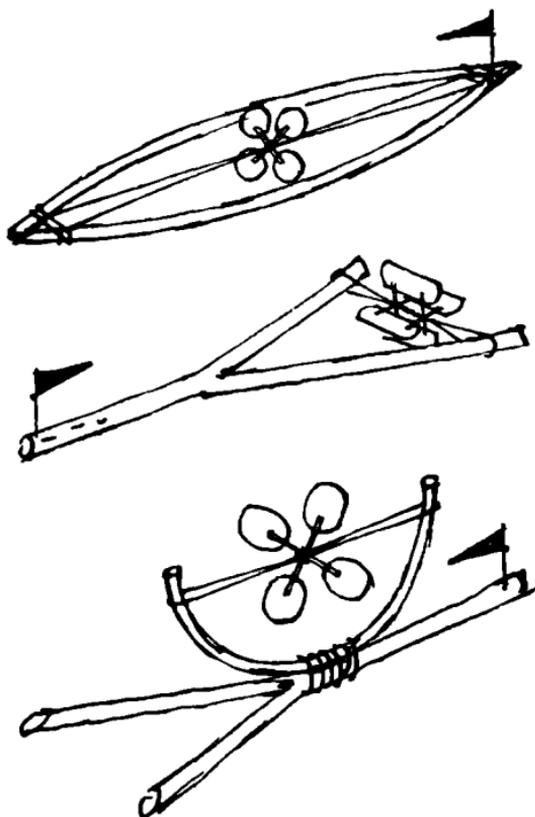
Seit langem liegen hier im Wald schon Unmassen von Motoren, sie schauen zu dir auf und flehen dich an: Nimm uns, Mischa, wir werden dir deine Boote antreiben.“

Mischa rieb sich sogar die Augen und mußte doch bekümmert zugeben: „Ich kann nichts sehen.“

„Ein bißchen nachdenken muß man schon“, sagte Witja vorwurfsvoll. Er befestigte inzwischen die Schraube zwischen den beiden Bogensehnen. „Schau nur richtig hin. Wenn du anfängst, die Schraube zu drehen, so spannt sich der Bogen. Läßt du die Schraube dann los, beginnt sie sich wieder rückwärts abzdrehen, und das Bootsmodell schwimmt von allein vorwärts. Somit ist unser Holzmotor RP-1 fertig. RP-1 aber bedeutet – die erste Konstruktion von Romaschkin und Pugowkin.“

Witja nahm nun eine Astgabel wie für eine Schleuder, verband die beiden Enden durch zwei Bindfäden miteinander und brachte in ihrer Mitte ein aus vier Holzplättchen bestehendes „Wasserrad“ an. Dann drehte er das Wasserrad einige Male herum und verdrillte dabei die Fäden. Als er das Rad losließ, entspannten sich die Fäden; das Rad drehte sich in entgegengesetzter Richtung.

„Hier hast du unseren Motor Nummer zwei. Und der dritte Waldmotor läßt nun auch nicht mehr lange auf sich warten.“



Der unermüdliche Witja suchte in dem Reisighaufen eine trockene Astgabel, spitzte ihre Enden mit dem Messer an und befestigte darauf senkrecht einen Bogen. Dann setzte er in die Mitte der doppelten Bogensehne einen breitschaufligen Propeller. Die Blätter für den Propeller fertigte er aus dünnen Spänen an, die von einem alten Tannenstubben abgehauen waren. Übrigens könnte man diese Propeller auch aus Streichholzschachteln basteln.

Diese Bootsmodelle mit den Waldmotoren waren einfach herrlich.

„Nach unserer Rückkehr ins Lager erlassen wir sogleich einen Aufruf. Wir organisieren eine Arbeitsgemeinschaft ‚Pionier-Schiffswerft‘. Eine Gruppe von Kindern kann zusammen mit uns an einem Tag im Wald einen ganzen Berg solcher Modelle für das Lager machen“, schlug Witja vor.

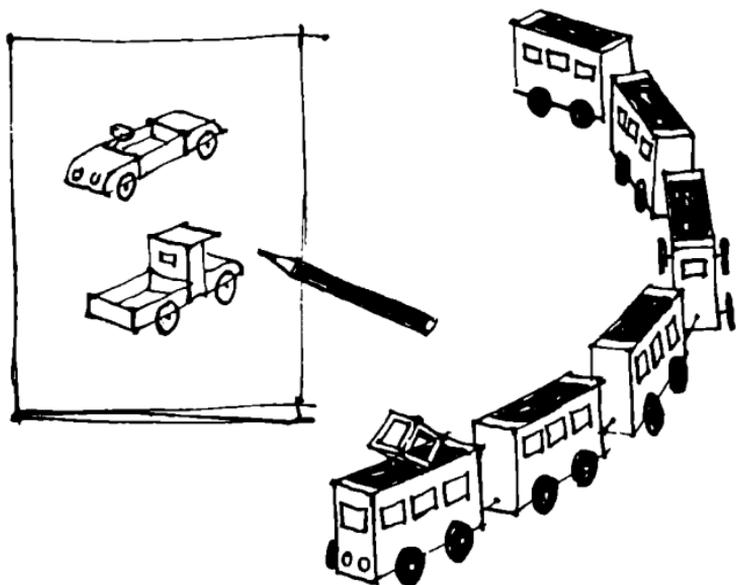
„Das ist schon richtig; doch auch ich habe gestern mit der Pionierleiterin gesprochen“, bekannte Miska.

„Dann laß mal die Katze aus dem Sack.“

Miska holte weit aus, er machte eine lange Einleitung: „Eines schönen Tages fielen mir einige Streichholzschachteln in die Hände. Ich drehte sie hin und her; plötzlich bemerkte ich, daß in ihnen, wenn sie leer sind, viele verschiedene Ideen verborgen sind.“

„Das begreife ich nicht; wie kann etwas leer sein und trotzdem verschiedene Ideen enthalten?“ staunte Witja.

„Wenn in der Schachtel Streichhölzer sind, ist sie nicht leer – und das bedeutet, daß man mit ihr auf keinen Fall spielen darf. Wenn man anfängt, mit Streichhölzern Unfug zu treiben, so dauert es bis zu



einem bösen Ende manchmal keine fünf Minuten. Doch Schachteln ohne Streichhölzer sind ein ungefährliches und kostenloses Konstruktionsmaterial. Sieh nur, das sind Personen- und Lastkraftwagen, Diesellokomotiven und Elektrozüge, deren Räder aus Knöpfen bestehen.“ Mit schnellen Strichen zeichnete Mischa aus Streichholzschachteln gefertigte Autos und Eisenbahnen in sein Heft.

„Und was läßt sich aus den Schachteln sonst noch machen?“

„Denk mal selber nach, schließlich hast du ja auch einen Kopf auf den Schultern.“

„All deine Fahrzeuge nützen uns aber für den Tag der Flotte rein gar nichts.“

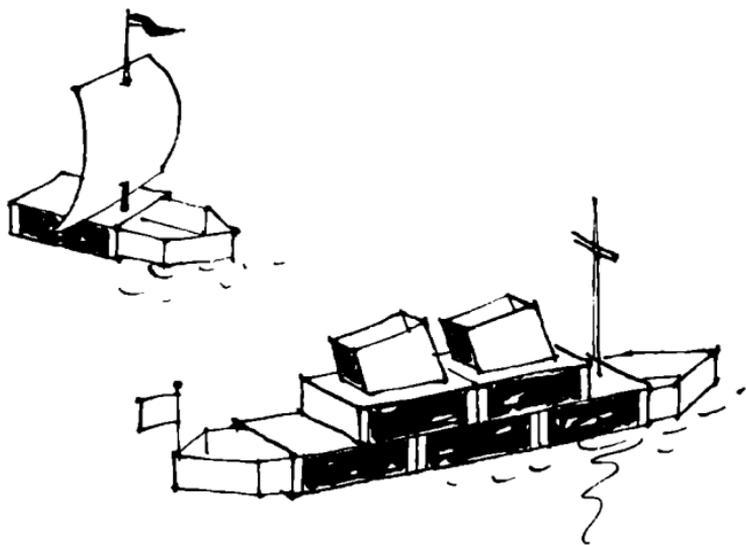
„Du bist mir vielleicht ein komischer Kauz! Läßt sich aus einer Streichholzschachtel nicht auch ein Boot und aus mehreren ein Dampfer mit einigen Schornsteinen machen? Guck her, ich zeichne dir das mal auf.“

Doch Misha entwarf seine Schiffe nicht nur mit dem Bleistift. Schnell hatte er mit Stecknadeln einige Schachteln zusammengesteckt – und schon schwammen auf dem Wasser Boote, Dampfer und Motorschiffe aus Streichholzschachteln.

„Und das ist alles?“ fragte Witja.

„Warte, das ist nur die Einleitung, die Hauptsache kommt jetzt... Schau einmal aufmerksam in mein Zauberheft. Darin sind noch einige interessante und seetüchtige Boote.“

Witja schaute hinein und nahm dann das Heft sogar in die Hand: „Ich sehe aber keine Boote in dem Heft.“



„Hochverehrtes Publikum! Der aus dem fernen Orient stammende Magier und Zauberer Miguel don Romaschkin wird Ihnen jetzt seine Zauberkunststücke vorführen“, deklamierte Mischa, sich mehrfach nach allen Seiten verneigend. „Ich bitte Sie um Ihre geschätzte Aufmerksamkeit. Schauen Sie hierher. Außer einem Blatt Papier halte ich nichts, aber auch gar nichts in meinen Händen!“ Und er schwenkte über dem Kopf des sitzenden Witja eine Seite aus seinem Heft. „Hochverehrtes Publikum! Ich drehe aus dieser Heftseite jetzt eine Röhre. Ich bitte Sie alle, sich davon zu überzeugen, daß im Innern dieser Röhre absolute Leere ist.“

Witja, der das von dem Zauberkünstler begeisterte Zirkuspublikum darstellte, schaute aufmerksam von beiden Seiten durch die Röhre; da waren wirklich keine Boote drin.

„Und jetzt, mein hochverehrtes Publikum, bitte ich alle, auf meine Hände zu achten. Dieses Zauberkunststück beruht einzig und allein auf der Geschicklichkeit meiner Hände und ist kein Schwindel.“ Mischa tat, als krampele er sich die Ärmel eines nicht vorhandenen Frackes hoch, bog die Enden der Röhre um, steckte sie mit Stecknadeln zusammen, schnitt dann in die Mitte eine Öffnung und rief feierlich aus: „So, mein hochverehrtes Publikum! Hier sehen Sie ein Boot – das Grundmodell ist fertig!“

Witja stand auf und erklärte: „Das ist nun klar. Aber werden diese Boote nicht sehr schnell im Wasser aufweichen?“

„Ohne eine bestimmte Vorbereitung des Papiers würden meine Boote tatsächlich bald durchweichen. Aus

diesem Grunde muß man das Papier für die Boote zuerst einmal einfetten.“

„Es soll aber auch schon vorgekommen sein, daß solche Boote, obwohl sie gut eingeschmiert waren, die tollsten Kapriolen schlugen und plötzlich umkippten“, spöttelte Witja.

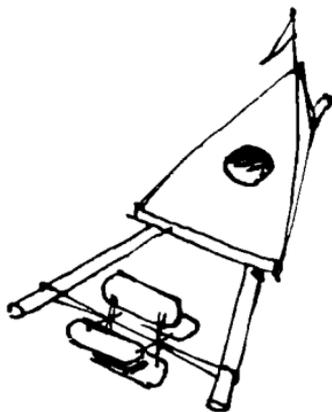
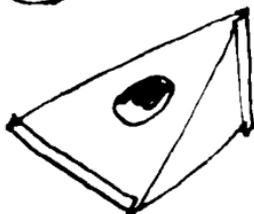
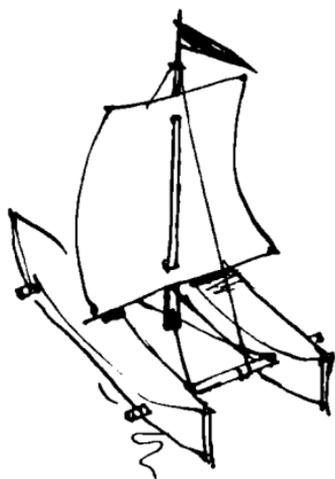
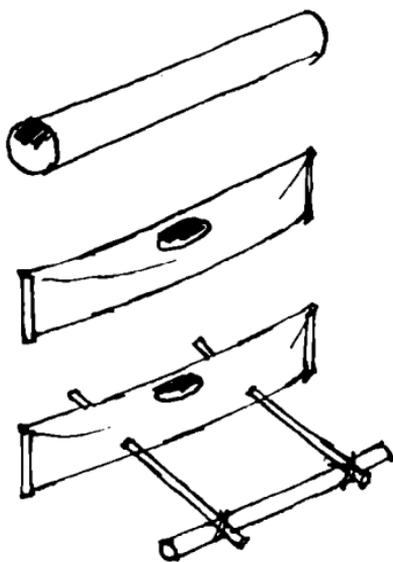
„Wir wollen deshalb solche Boote bauen, wie sie in den ‚Erzählungen der Südsee‘ von Jack London beschrieben sind. Ich habe dort gelesen, daß die Bewohner der Südseeinseln mit ihren zerbrechlichen Nußschalen weit auf dem Ozean herumkutschieren. Sie befestigen an der einen Seite ihrer Boote an zwei langen Stäben einen Balken, der das Boot auch bei stark bewegter See im Gleichgewicht hält.

Komm, laß uns auch unser Boot mit solch einer Balancierstange versehen“, schlug Mischa vor. Er steckte zwei Stöckchen durch die Außenbordwände, verband diese parallel zur Außenbordwand mit einem stärkeren Stock und erhielt so ein Boot, das ruhig auf der glitzernden Wasseroberfläche schwamm.

„Deine Nummer ist zu Ende; jetzt will ich meine Vorstellung geben. Hör mir zu, als sei auch ich ein ausländischer Zauberkünstler. Ich werde jetzt aus diesem Zauberheft viele kleine weiße Boote zaubern . . . Ich bitte, sich davon zu überzeugen, daß in diesem Heft keinerlei Boote versteckt sind.“ Witja zeigte Mischa das leere Heft.

„Da bin ich aber gespannt“, meinte Mischa.

Doch Witja fuhr unbeirrt fort: „Der große Magier Puchowjé reißt jetzt eine Seite aus diesem Heft heraus und rollt sie zusammen. Ich bitte nachzusehen, ob hier ein Boot versteckt ist?“



Mischa steckte seine Nase tief in die Röhre, doch er konnte darin beim besten Willen kein Boot entdecken.

„Ich bitte wieder alle um Ihre geschätzte Aufmerksamkeit! Einen Augenblick!“ Witja drückte das eine Ende der Röhre senkrecht, das andere waagrecht zusammen, steckte ein jedes Ende mit Stecknadeln zu und schnitt oben eine Öffnung hinein. „Mein Boot ist fertig! Ich höre aber weder Klatschen noch anderen Beifall, der in Ovationen übergeht!“

„Du wirst schon noch deinen Beifall bekommen, gedulde dich noch ein wenig. Erkläre mir erst einmal, wozu denn diese Boote gut sein sollen.“

„Ich könnte jetzt sagen, wenn du größer bist, wirst du es schon begreifen. Doch schau einmal her, wie einfach sich daraus ein stabiles Boot machen läßt. Dazu braucht man nicht einmal eine Balancierstange. Jetzt befestigen wir an unserem Modell erst einmal ein Segel. Wir können aber auch unseren Motor RP-2 anbringen.“

„Was hältst du davon, wenn wir uns Kon-Tiki-Flöße bauen?“ schlug Mischa vor.

„Solch ein Floß aus dicken Stämmen, auf dem man den Ozean überqueren kann?“

„Ja. Das können wir auch aus unserem Zauberheft herstellen. Tränke das Papier mit Öl, schneide daraus ein Dreieck und mach mit einem Bindfaden ein Segel daraus. Von fern sieht das Gebilde wie ein Kon-Tiki-Floß aus. Mag es nun zu den Osterinseln schwimmen.“ Mit diesen Worten vertraute Mischa sein kleines Floß der Strömung des Baches an.

Eifrig besprachen die beiden Freunde ihre Konstruk-



tionen. Ihr Ziel war denkbar einfach. Jedes Modell mußte sich doch so austüfteln lassen, daß man mit einem geringen Aufwand an Arbeit und Material soviel Freude wie nur möglich daran hatte.

Die Aufgabe – in kürzester Zeit Modelle der verschiedensten Schiffsgattungen zu basteln – begeisterte sie. Was gibt es denn schließlich auch Schöneres und Interessanteres, als die Ergebnisse seines Nachdenkens und Grübelns in Aktion, auf großer Fahrt zu sehen, und das möglichst sofort und nicht erst nach zwei bis drei Monaten!

Doch auch diesmal ging es nicht ganz ohne Streit ab. „Wenn man es richtig bedenkt, so sind deine Waldmotoren eigentlich gar keine Motoren, sondern einfache Energiespeicher“, stellte Mischa fest. „Mit Hilfe von Gummibändern, Stahlfedern oder der elastischen hölzernen Bogen sammeln wir einen Kraftvorrat an, den wir dann allmählich wieder verbrauchen... Aber, da wir nun schon einmal von Motoren reden, ich habe hier in einer einzigen Streichholzsachtel gleich drei Stück davon! Und das sind nicht irgendwelche Motoren, sondern ganz moderne Düsenmotoren mit den Bezeichnungen: DML, DMCH und DMF.“

„Was versteckt sich in deiner Streichholzschachtel hinter diesen Buchstaben?“ fragte Witja neugierig. „Die ersten beiden Buchstaben bedeuten bestimmt Düsenmotor; aber was dann kommt, kann ich nicht deuten.“

„Du hast ganz recht, DM heißt Düsenmotor; L bedeutet Luft, CH – Chemie und F – Flüssigkeit.“

„Und diese ganze Weisheit steckt in einer einzigen winzigen Streichholzschachtel?“ Witja war mehr als ungläubig. „Auf einem Kongreß der Sterndeuter und Alchimisten würdest du sicherlich den ersten Preis bekommen – einen spitzen schwarzen Hut mit goldenen Sternen.“

Doch nun öffnete Mischa behutsam seine geheimnisvolle Streichholzschachtel, und auf die Erde fielen drei . . . Na, was glaubt ihr? Drei einfache Luftballons!

„Und wo sind die Motoren?“ Witja schaute vorsichtshalber noch einmal in die leere Schachtel. „Du scheinst dich mit deinen Luftballons über mich lustig machen zu wollen, Mischa.“

„Das ist wirklich nicht meine Absicht. Du wirst gleich alles verstehen, ich brauche nur einen Luftballon aufzublasen.“

Mischa blies einen Luftballon auf, so daß dieser fast die Größe seines eigenen Wuschelkopfes bekam. Dann begann er im Gras herumzusehen, als hätte er dort eine Nadel verloren. Plötzlich rief er aus: „Ich hab’s! Horrido!“ Er hob einen einfachen trockenen Strohalm auf. Schnell schob er diesen Strohalm in die Öffnung des aufgeblasenen Luftballons; und damit die Luft nicht entweichen konnte, band er die Öff-

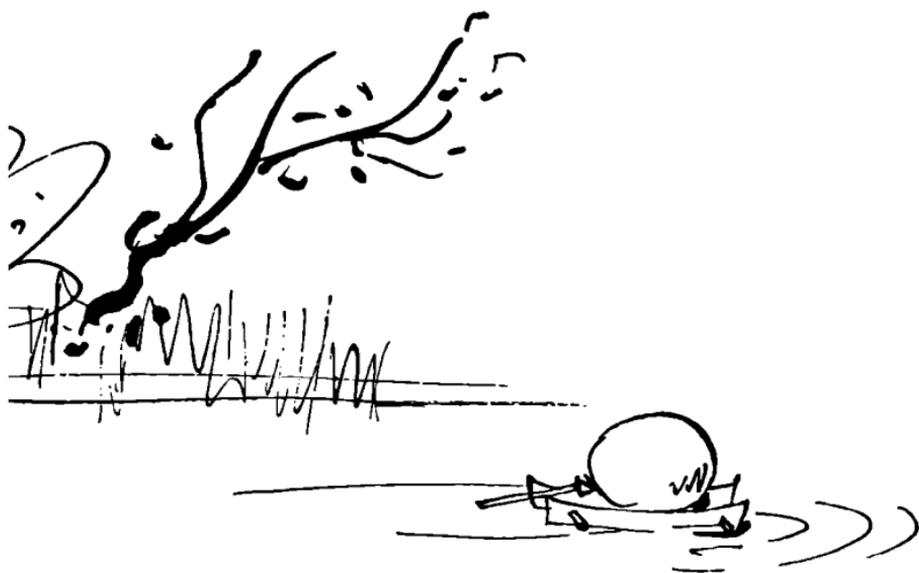


nung fest mit einem Bindfaden zu. „Der DML ist fertig! Wir werden ihn gleich ausprobieren!“

In einer stillen Bucht des Baches, wo es keine Strömung gab und kein Wind die Blätter der am Ufer stehenden Sträucher bewegte, setzten sie den Luftballon aufs Wasser. Aus dem Strohhalm begann die Luft allmählich auszuströmen, und der Ballon schwamm langsam vorwärts. Dann legte Mischa den DML auf ein Doppelrumpfbboot, einen sogenannten Katamaran, das sich – von der ausströmenden Luft getrieben – auf dem Wasser vorwärtsbewegte.

„Woher aber willst du hier chemische Stoffe für deinen DMCH nehmen?“

„Die Chemikalien habe ich mir schon gestern Abend



in der Küche beschafft. Ich habe eine Prise Soda in einen Luftballon getan und diesen knapp über der Füllung zugebunden. Dann goß ich in den gleichen Luftballon noch etwas Essig. Damit er nicht auslaufen konnte, band ich oben wiederum einen Faden rum. Wenn ich jetzt den mittleren Faden durchschneide, so verbindet sich das Soda mit dem Essig, und es beginnt eine heftige Ausscheidung von Kohlendensäuregas. Wenn man dieses Gas durch einen Strohhalm ableitet, wie wir es mit der Luft beim DML getan haben, so können wir auch diesen Motor auf die Reise schicken.“

„Und wenn man kein Soda hat?“

„Dann nimmt man eben etwas Kreide oder Kalk.“



„Die Konstruktion des DMCH ist mir nun auch klar; doch wie ist das bei deinem DMF? Welche Flüssigkeit willst du dafür verwenden?“

„Ich nehme einfach Wasser!“

„Aha, du verwandelst das Wasser in Dampf, dann läßt du den Dampf durch den Strohhalm abziehen – und schon ist der DMF fertig.“

„Das geht nicht; denn wenn man Dampf haben will, braucht man dazu einen Kessel und Rohre, die aus Metall sein müssen. – Ich fülle den Luftballon vollkommen mit Wasser und setze wieder einen dünnen Strohhalm in die Öffnung. Dann befestige ich diesen Wasserballon auf einem Katamaran. Das Wasser fließt nach hinten aus dem Ballon heraus, wobei das Boot langsam vorwärts treibt... Mir ist da eben noch ein Gedanke gekommen. Was hältst du davon, wenn wir beide mal an einem Abend im Lager Zauberkunststücke vorführen, daß die Kinder noch lange nach Schluß der Vorstellung davon sprechen?“

Jetzt müssen wir aber zurückgehen. Schließlich hat man uns ja nur drei Stunden für unsere Versuche am Bach freigegeben.“

Am anderen Morgen wurde bekanntgegeben, daß im Wald eine besondere Arbeitsgemeinschaft gegründet wird. Sie soll zum Tag der Flotte hundertfünfzig verschiedene Schiffsmodelle basteln. Die Instrukteure dieser Arbeitsgemeinschaft waren Witja Pugowkin und Mischa Romaschkin.

Es meldeten sich viele Kinder, die mitmachen wollten. Auch das sich stets recht ungeschickt anstellende Muttersöhnchen Artur Tortikow wollte sich an dieser Arbeitsgemeinschaft beteiligen. Im Wald war er dann

übrigens sofort verschwunden. Man rief nach ihm, man suchte ihn; doch der Junge schien wie vom Erdboden verschluckt zu sein. Schließlich entdeckte Wassek Shilzow den Faulpelz im hohen Gras auf einer Waldwiese liegend. Friedlich schnarchte Artur vor sich hin.

Einige schlugen vor, dem Faulenzer einen Frosch auf den Bauch zu setzen und zu schreien: „Eine Schlange!“ Andere wollten ihm mit einem langen Halm in der Nase oder in den Ohren kitzeln. Und es gab noch viele andere Vorschläge . . . Doch Witja erklärte: „Das geht alles nicht! Vor Schreck beginnt unser Mutter-söhnchen dann eventuell noch zu stottern. Am besten ist, wir klatschen alle in die Hände und rufen ‚Bravo! Bravo!‘. Dann wacht vielleicht auch gleich sein Gewissen auf.“

Als Artur das Klatschen und die Rufe hörte, sprang er erschrocken hoch, wurde bis über beide Ohren rot und machte sich dann – allerdings recht unlustig – an das Zusammensetzen der Holzstücke für die vielen Bootsmodelle.

„Was ist denn mit dir los, warum läßt du den Kopf so hängen?“ fragte ihn Mischa. „Man muß an alles mit Lust und Liebe herangehen, sonst gelingt einem nichts!“

„Mir tut der Kopf weh . . . und das Bein auch . . . und außerdem habe ich noch Bauchschmerzen . . .“ brummelte Artur vor sich hin.

„Vielleicht sind das alles nur faule Ausreden?“

„Ach, scher dich doch weg!“ fuhr ihn Artur da auf einmal an. „Du klebst ja wie Pech an mir. Man kommt ja vor all den Erfindern überhaupt nicht mehr

zur Ruhe. Diesmal habt ihr euch wieder Boote ausgedacht!“

„Deiner Ansicht nach scheinen Erfinder schädlich zu sein und Unruhe zu stiften? Weißt du denn nicht, daß deine Kleidung, das Haus, in dem du wohnst, deine Bücher und Hefte, ja, alles, was dich außer der Natur noch umgibt, das Ergebnis der rastlosen Arbeit einer Unzahl von Erfindern ist, die vor uns gelebt haben? ... Du dumme Blattlaus, du!“ erboste sich Miska.

„Warum bin ich denn eine Blattlaus?“ fragte Artur fassungslos.

„Weil eine Blattlaus so lebt, wie du es dir erträumst; ganz still, ohne jeglichen Lärm, ohne jegliche Erfindungen. Wenn wir Zeit haben, werden wir uns noch darüber unterhalten. Und nun genug mit der Faulenzerei!“

Auch für unsere drei Mädchen gab es zur Vorbereitung des Flottentages viel zu tun. Katja entwarf Plakate mit Meereswellen, Schiffen und Flugzeugen. Njuscha und Nelli klebten aus Papier Matrosenmützen. Dann mußten alle Segel numeriert werden, damit man bei den Wettkämpfen wußte, wessen Modell siegreich gewesen war. Für die kleinen Oktoberkinder aus dem benachbarten Kindergarten wurden aus Buntpapier Flöße ausgeschnitten. Dabei halfen auch andere Mädchen aus dem Lager. Aus dem Wald aber schleppten die Kinder einen ganzen Berg kleiner Boote und Schiffe an. Sogar Artur trug drei kleine Schiffchen.

Am Tag der Flotte war herrliches Wetter. Alles war wie auf Bestellung – die Sonne schien, und es wehte ein leichter Wind. Mit den Klängen eines Seemanns-



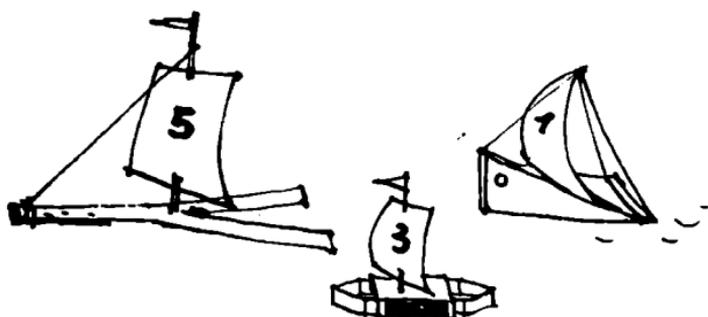
marsches begann die große Parade. Alle Kinder trugen kecke Matrosenmützen aus Papier. An der Spitze des Zuges gingen die Kleinen. Sie trugen ihre gelben, roten und grünen Flöße. Ihnen folgten Kinder mit Einmastern, Dreimastern, Katamaranen und Motorbooten. Alle zogen festlich gestimmt zum Teich am Rande des Waldes.

In diesen Teich floß jenes behende Bächlein, an dessen Ufern sich unsere beiden Freunde die Bootsmodelle ausgedacht hatten. Der Teich war lang und wies viele Krümmungen auf. An einer Stelle führte eine kleine Holzbrücke über den Teich. Hier machte der Zug halt.

Jetzt begannen die Wettkämpfe mit den selbstgebastelten Booten. Zuerst schickten die Kleinen ihre farbigen Flöße auf die Fahrt; sie waren dabei schrecklich aufgeregt. Die kleinen Flöße schwammen wie buntes Herbstlaub auf dem Wasser. Den Sieg errangen die gelben Flöße. Von ihnen erreichte die größte Anzahl das andere Ufer. Die Mannschaft der „Gelben“ erhielt als Belohnung Äpfel. Aber auch die „Grünen“ und die „Roten“ wurden bei der Apfelverteilung nicht vergessen.

„Und jetzt“, gab Mischa laut durch einen Schalltrichter bekannt, „bitte ich alle Einmaster zum Start!“ Hier muß noch gesagt werden, daß alle Modelle bereits vor der Parade unter den Kindern ausgelost worden waren.

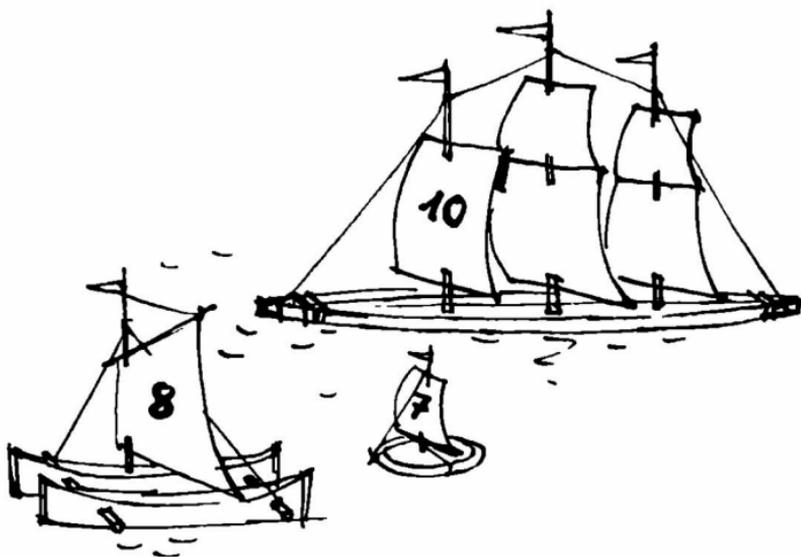
Die Einmaster und Katamarane hatten gerade drei Meter zurückgelegt, da starteten bereits die Dreimaster. Es war ein sehr schöner, ja direkt prachtvoller Anblick. Auf dem Teich schienen nicht Schiffs-



modelle zu schwimmen, sondern viele weißbrüstige Enten und Schwäne. Unmittelbar am Ufer fuhren die Motorboote und die kleinen Boote mit den Düsenmotoren. Begeistert klatschten die Teilnehmer und Zuschauer in die Hände.

Dann packten plötzlich viele Kinderhände Witja Pugowkin und Mischa Romaschkin, um sie hochzuwerfen. Sosehr die beiden Freunde auch zappelten und sich dagegen wehrten, sie mußten diese Prozedur über sich ergehen lassen. Man warf sie immer wieder in die Luft, und die beiden schrien: „Ich lande ja gleich im Himmel!“ – „Oh, ich fliege in den Kosmos!“

Dann schwammen die Kinder selber über den Teich. An den Schwimmwettkämpfen beteiligten sich zwei Mannschaften: die „Krauler“ und die „Brustschwimmer“. Bester bei den Kraulern wurde Serjoscha



Mowtschan. Bester bei den Brustschwimmern aber wurde überraschenderweise Mischa Romaschkin. Allen war bekannt, daß er bisher immer gegen die beiden ausgezeichneten Schwimmerinnen Nina Sokolowa und Natascha Iwanowna verloren hatte. Heute aber hatte Mischa die beiden hervorragenden Schwimmerinnen plötzlich weit hinter sich gelassen. Als er aus dem Wasser stieg, sahen alle das Geheimnis seines ungewöhnlichen Erfolges. Mischa hatte sich vor dem Start unbemerkt so etwas wie eine Gummischwimmhaut über die Finger gezogen, die er sich aus einer alten, nicht mehr verwendbaren Gummiblaste eines Fußballs gemacht hatte und in die für



die Finger übereinander zwei Reihen Löcher hineingeschnitten waren. Darum war er auch Sieger geworden!

„Du hast einen Trick angewandt. Schau nur, Nina und Natascha weinen fast, so sehr haben sie sich geärgert – und du lachst noch! Du bist uns ein ganz Schlauer!“ Die Zuschauer waren ungehalten; die beiden ersten Plätze wurden einstimmig Nina und Natascha zuerkannt.

Dann zeigten einige Mädchen Sprünge vom Sprungbrett. Diese Mädchen hatten schon lange in einer Schwimmschule trainiert und erfreuten nun die Zuschauer mit ihren Leistungen.

Und wieviel Spaß bereitete dann allen das alte Matrosenspiel: Tauziehen! Die Kinder teilten sich in zwei Mannschaften. Beide Mannschaftskapitäne hielten eine kurze Ansprache.

„Freunde!“ rief Mischa Romaschkin. „Ihr kennt doch alle das Märchen vom Großvater, der an der Rübe zog, von der Großmutter, die am Großvater zog, von dem Enkel, der an der Großmutter zog und so weiter. So wollen auch wir es halten . . . Wir packen gemeinsam fest zu, und die Rübe, ich meine der Sieg, wird unser sein!“

„Kinder!“ rief Witja Pugowkin. „Vor euch stehen lauter gebrechliche Großväter, alte Großmütterlein und kleine Enkelkinder. Wir wollen ihnen mal zeigen, daß wir Rüben kräftig sind. Sie sollen erfahren, daß ein Märchen leicht erzählt ist, daß sich aber eine Tat nicht so leicht vollbringen läßt!“

Während Witja noch seine große Rede hielt, hatte Mischa seiner Mannschaft irgend etwas zugeflüstert,

worauf sich alle unauffällig ihre Schuhe und Sandalen auszogen.

Der große Kampf begann. Das Tau war wie eine Saite gespannt. Die Zuschauer gaben sich alle Mühe, ihre Freunde anzuspornen. Doch Mischas barfüßiger Mannschaft gelang es ganz allmählich, dem Gegner das Tau wegzuziehen. Und soviel Witja auch schrie: „Los, los, zieht doch!“ – Mischas Mannschaft errang den Sieg.

Sogleich aber entbrannte ein heftiger Streit. Die Kinder aus Witjas Mannschaft hatten ja schließlich in Schuhen gekämpft. Ihre Füße waren auf dem Gras ausgerutscht wie auf Butter. Der Kampf mußte noch einmal ausgetragen werden. Wieder tobten, schrien, sprangen und klatschten die Zuschauer. Die Rüben zogen so tüchtig, daß die Großväter, Großmütter und Enkelkinder ihnen das Tau und damit den Sieg überlassen mußten.

Nach der Mittagsruhe begann ein großes Konzert. Es wurden Seemannslieder gesungen, und dann tanzten alle Kinder.

Und als am Abend nach dem Lagerfeuer alle schlafen gegangen waren, murmelte ein Mädchen noch gähmend vor sich hin: „Wie schade, daß nicht jeder Tag ein . . .“ Doch sie schlief so unvermittelt ein, daß niemand mehr erfuhr, was sie eigentlich hatte sagen wollen.

Petja

und das Hündchen mit der schwarzen Nase

Es gibt ein altes Sprichwort: „Wenn man zwei Hasen gleichzeitig hinterherjagt – fängt man nicht einen.“ Übrigens wollten unsere beiden Freunde nicht nur zwei Hasen, sondern gleich zwanzig Häschen fangen. Außerdem noch Rentiere, Füchse, Hunde, Katzen und noch viele andere Tiere.

Eines schönen Tages nun stromerten sie durch den dichten Wald und schauten sich aufmerksam alle trockenen Zweige und Äste an. – Ihr habt natürlich schon längst erraten, daß es sich hier nicht um das Fangen richtiger Tiere handelt. Die beiden Jungen hatten einfach beschlossen, den Kleinen ihres Patenkindergartens ein Geschenk zu machen; denn die alten Spielsachen begannen sie schon zu langweilen. Witja und Mischa dachten nach und kamen schließlich auf den Gedanken . . . in den Wald zu gehen. Die Arme voller Reisig, kehrten sie ins Lager zurück.

„Woher habt ihr denn das viele Holz?“ empfingen sie die uns schon gut bekannten drei Mädchen.

„Aus dem Wald“, antwortete Mischa mit tiefer Baßstimme.

„Wofür brauchst du das alles, Däumling?“

„Wir wollen damit unseren kleinen Ofen heizen und

uns darauf einen Eierkuchen backen, die Suppe aufwärmen und ein Würstchen heiß machen.“

„Was soll der Quatsch!“ Nelli war etwas beleidigt.

„Warum wollt ihr uns nicht sagen, wozu ihr das Holz haben wollt?“

„Das Holz brauchen wir, aber auch ihr, doch in der Hauptsache sie.“

„Wieder so eine rätselhafte Antwort. Wer sind denn sie?“

Nun weithen die beiden Freunde die Mädchen in ihre Pläne ein.

„Ihr seid mir schon unermüdliche Erfinder! Wann wird euch das Erfinden mal über sein?“ rief Njuscha aus.

„Der Tag wäre ja schrecklich langweilig, wenn man nichts zu tun hätte“, erwiderte darauf Mischa.

Gemeinsam gingen sie in den Kindergarten. Als die Kleinen ihre Freunde erblickten, jubelten sie laut. Die Pioniere waren nämlich nicht zum erstenmal zu Gast bei den Kleinen.

Der stupsnäsige Petja Saikin verkündete sogleich: „Ich weiß, warum ihr so viel Holz mitgebracht habt . . .“

„Was bist du doch für ein schlauer Bursche“, bewunderte ihn Mischa. „Dann erzähl uns mal, warum wir das Holz hergeschleppt haben?“

„Um ein Lagerfeuer zu machen, Kartoffeln zu braten und mit uns das Lied ‚Guten Tag, liebe Kartoffel‘ zu singen.“

„Diesmal hast du Schlauberger danebengeraten. Die Zweige brauchen wir nicht für ein Lagerfeuer, sondern für Tiere.“

„Um die Tiere zu füttern!“ sagte Petja sofort.

„Warte ein wenig, dann wirst du alles sehen und erfahren.“

Mischa und Witja legten das trockene Holz auf ein Tischchen und forderten die Kleinen auf, sich im Halbkreis darumzusetzen. Witja übernahm die Leitung.

„Was haben wir aus dem Wald mitgebracht?“ fragte er die Kleinen.

„Gerten ... Stöcke ... Äste ... Zweige ... Reisig ... Bruchholz ...“, erklangen die Stimmen der Kinder durcheinander.

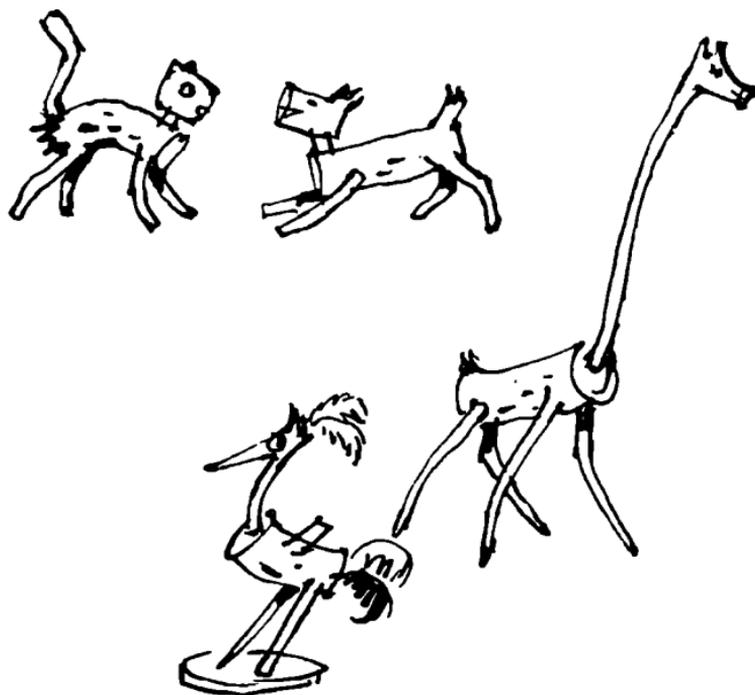
„Nanu, und was habe ich jetzt an meinem Kopf?“ Er hielt sich eine Astgabel an die Stirn.

„Hörner wie ein Schafsbock!“ quiekte schneller als alle anderen Petja Saikin.

„Richtig, Petja! Seht euch jetzt all die Zweige und Äste gut an und versucht herauszufinden, was vielleicht Ähnlichkeit mit einem Geweih hat. – Was sehe ich denn da? Mitten im Holz versteckt liegt ein Rentier!“

Vor den Augen der mucksmäuschenstill dasitzenden Kinder zog Witja aus dem Gewirr einige kleine Ver-





ästelungen, brach hier und da etwas ab und band dann alles mit einem Bindfaden zusammen. Und plötzlich sahen alle auf Witjas Handfläche ein Rentier mit einem großen Geweih stehen.

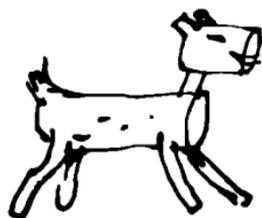
„Und jetzt ziehe ich aus dem Reisighaufen ein ängstliches Kätzchen und einen kleinen Hund, ja?“ schlug Misha vor. Er wühlte zwischen den Zweigen herum – und nach wenigen Minuten stand auf dem Tisch vor einem kleinen Hund eine erschreckte Katze mit gekrümmtem Buckel und hochgestelltem Schwanz. Dann entstanden Reiher, Kraniche und Giraffen. Den Kleinen machte das viel Spaß. Sie hatten gar

nicht geahnt, daß sich in einem Reishaufen so viele lustige Spielsachen verbergen können.

Am nächsten Tag erschienen die beiden Freunde und die Mädchen wieder im Kindergarten. Diesmal brachten sie Ton mit.

„Ich weiß schon, was wir machen werden“, sagte Petja Saikin, „wir werden Pilze aus Ton formen.“

„Du hast auch heute wieder kein Glück beim Raten. Für Pilze haben wir gar keine Zeit. Wir wollen heute etwas viel, viel Schöneres machen“, antwortete Katja. Sie beschäftigte sich heute mit den Kleinen. „Schaut euch einmal die gestrigen Figuren genau an. Sie sind schrecklich dürr und trocken und bestehen doch eigentlich nur aus Knochen. Wir wollen ihnen aus diesem Ton Fleisch und Haut geben; und wer Fell braucht, bekommt Fell, und wer Federn haben muß, bekommt seine Federn.“



Katja nahm den kleinen hölzernen Hund, bespritzte ihn, damit der Ton besser hielt, leicht mit Wasser und modellierte dann vorsichtig den Kopf des Hundes, seinen Körper und den Schwanz. Auf die gleiche Weise formte sie auch die Figur des Hahnes und die der Katze. Dann stellte sie die gestrigen und die heutigen Figuren nebeneinander und fragte: „Nun, welche gefallen euch besser?“

Zum Erstaunen Katjas fanden einige der Kleinen an den gestrigen Figuren mehr Gefallen. Alle jedoch stimmten darin überein, daß es viel Spaß machen wird, den Ton auf die hölzernen Gerippe aufzutragen. Damit die Tische nicht zu sehr eingeschmutzt wurden, hatte man alte Zeitungen daraufgelegt – und bald herrschte große Stille. Die Kleinen hatten sich in Modellierer verwandelt.

Nachdem etwa eine Stunde vergangen war, erklangen vom Kindergarten her plötzlich laute Rufe: „Schneller! Beeilt euch! Lauft! Verschüttet das Wasser nicht!“

Die Nachbarn wurden unruhig; sie befürchteten schon, daß im Kindergarten ein Feuer ausgebrochen sei. Doch nirgendwo waren Flammen oder Qualm zu entdecken. Die beiden Freunde und die Mädchen wollten nur, daß sich die Kleinen ein wenig die Beine vertreten sollten. Sie hatten ihnen darum vorgeschlagen, doch das lustige Spiel „Mit dem Teelöffel“ zu spielen. Im Garten hatten sie an einem Ende des Weges eine Schüssel mit Wasser aufgestellt und am anderen Ende zwei Gläser. Die Kinder wurden in zwei Gruppen aufgeteilt, und jede Gruppe bekam einen

Teelöffel. Die Aufgabe bestand darin, mit diesen Löffeln so schnell wie möglich die Gläser mit Wasser aus der Schüssel zu füllen. Lief man schnell, so verschüttete man das Wasser. Lief man langsam, so überholte einen der Gegner. Auf diese Weise war im Kindergarten ein solcher Tumult und ein solches Durcheinander entstanden, daß die Nachbarn an einen Brand glauben konnten.

Nach diesem Spiel kehrten die Kinder zu ihren Tonarbeiten zurück und machten sich mit neuer Kraft ans Modellieren. Nicht allen gelang das gut. Doch Mischa sprach ihnen immer wieder mit dem Sprichwort „Aller Anfang ist schwer“ Mut zu.

Am folgenden Tag brachten die beiden Freunde ein großes Bündel Ruten mit in den Kindergarten.

„Ich weiß, wozu ihr die Ruten mitgebracht habt“, rief Petja, der ihnen wiederum entgegengelaufen war.

„Du bist ja ein richtiger Schlauberger! Nun, dann sag uns mal wozu?“

„An die Ruten kommen Blumen aus buntem Papier.“

„Nein, du hast wieder einmal falsch geraten. Wer macht schon im Sommer Papierblumen, wenn auf den Feldern und Wiesen so viele schöne, duftende Blumen blühen? Heute wollen wir ein Spiel mit euch machen: Wer wirft die meisten Ringe auf das Geweih oder den Schwanz eines Rentieres. Der Preis ist ein kleiner Hund mit schwarzer Nase.“

„Ein richtiger kleiner Hund?“

„Ihr werdet ja sehen“, sagte Mischa geheimnisvoll.

„Eines aber kann ich euch schon jetzt verraten, das Hündchen ist klug, es kann laufen, sitzen und sogar auf den Hinterpfoten stehen.“

Aus dicken Ästen banden unsere beiden Erfinder zwei Rentiere mit großen Geweihen zusammen und stellten sie nebeneinander. Ihre Beine hatten sie fest in die Erde hineingedrückt. Dann fertigten sie aus Weidenruten zwanzig Ringe an.

Wieder wurden die Kleinen in zwei Gruppen eingeteilt – und das Spiel begann. Bei diesem Wettkampf konnte der uns schon gut bekannte Petja Saikin den ersten Platz erringen. Bei einer Entfernung von fünf Schritt trafen von zehn Ringen sieben sicher ihr Ziel.

„Und wo ist nun eure Belohnung? Das Hündchen mit dem schwarzen Näschen gehört jetzt mir“, sagte der Sieger stolz.

„Morgen bringen wir deinen Preis mit“, versprachen die beiden Freunde.

Als sie am kommenden Tag mit einigen Schuhkartons im Kindergarten erschienen, begegnete ihnen Petja Saikin wieder.

„Ich weiß, was in einem Karton versteckt ist. Mein Hündchen ist darin.“

„Diesmal hast du richtig geraten! Mach die Kartons auf, darin befindet sich nicht nur dein Hündchen, sondern auch ein Elefant, ein Nashorn, ein Kamel. Mit einem Wort – ein ganzer Tierpark.“

Die neugierigen Kleinen umringten Petja und unsere Freunde. Alle wollten wissen, wie es möglich ist, daß so viele große Tiere in drei kleinen Schuhkartons Platz haben. Petja schnürte die Kartons auf. Im ersten Karton lagen Scheren; im zweiten Bleistifte und Ahlen; und im dritten . . . Garn.

„Wo sind denn die Tiere?“ fragte Petja Saikin enttäuscht.



„Weine nicht, gleich wirst du sie sehen. Setzt euch erst einmal alle hin“, forderte Mischa die Kleinen auf.

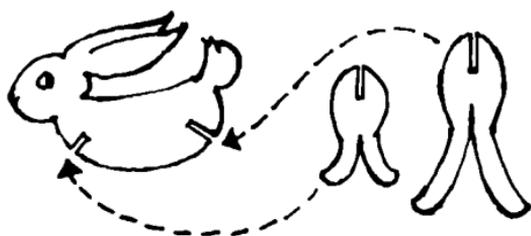
Schnell setzten sie sich um einen niedrigen Tisch und schauten erwartungsvoll auf Witja und Mischa, die aus drei leeren Kartons einen ganzen Tierpark hervorholen wollten. Auf der Terrasse des Kindergartens trat eine solche Stille ein, wie das sonst nur während der Mittagsruhe der Fall war.

„Jetzt befreien wir aus diesen leeren Kartons all die Tiere genauso, wie wir sie vor wenigen Tagen aus



dem Reisighaufen herausgefischt haben“, begann Misha. „Zuerst einmal wollen wir uns die Pfoten der Tiere beschaffen. Das wird so gemacht.“ Schnell hatte er aus den Kartons verschiedene Stücke herausgeschnitten. „Dann holen wir uns die Körper der Tiere, zum Beispiel den eines Hasen und den eines Fuchses. Und wenn wir jetzt die Pfoten und die Körper miteinander vereinen, so haben wir ...“

Nun sahen alle, wie auf dem Tisch ein langohriges Häschen vor einem hinterlistigen Fuchs Reißaus nahm. Und nur die noch ganz, ganz kleine Nina sagte

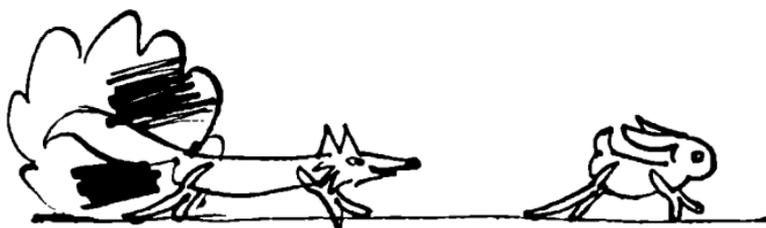


vorwurfsvoll: „Euer Hase und euer Fuchs können ja gar nicht richtig laufen.“

„Warum können sie das nicht?“ staunten die anderen.

„Weil sie keine Augen haben.“

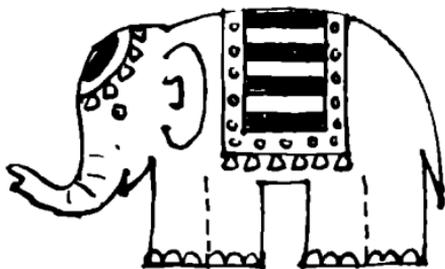
Das hatte Mischa tatsächlich vergessen. Schnell malte er den Tieren Augen an, die an kleine dicke Kommas erinnerten. Und die kleine Nina sagte nun: „Jetzt ist alles gut, jetzt können sie sehen.“



Wieder ergriff Mischa die Schere. Auf dem Tisch standen bald viele Tiere. Es gab da einen Elefanten, ein Nashorn, einen Bären, einen Löwen, ein Schwein, einen Esel, ein Kamel, einen Elch, eine Giraffe, einen Tiger ...

An dieser Stelle muß erwähnt werden, daß die Freunde die Umrisse dieser Tiere schon vorher auf die Pappkartons aufgezeichnet hatten.

Nicht alle Tiere hatten angesetzte Beine. Damit zum Beispiel der Ziegenbock auf dem Tisch stehen konnte, brauchte man seine vier Pappbeine nur ein wenig zur Seite zu drücken. Dieser Ziegenbock gefiel den Kindern am besten. Schon allein seine großen gebogenen Hörner waren prächtig.



„Wo sind denn die Vögel?“ fragte Nina.

Es blieb Mischa nichts weiter übrig, als auch noch Vögel auszuschneiden: einen Storch, einen Pfau, einen Kranich und einen Schwan mit vielen kleinen Schwänen.

„Alle Tiere sind da“, schmollte Petja, „nur mein Hündchen mit dem schwarzen Näschen habt ihr vergessen.“

„Auch deine Belohnung kommt noch an die Reihe. — Ach, ich habe ja ganz vergessen, wieviel Beine so ein Hund hat! Wer von euch weiß es?“

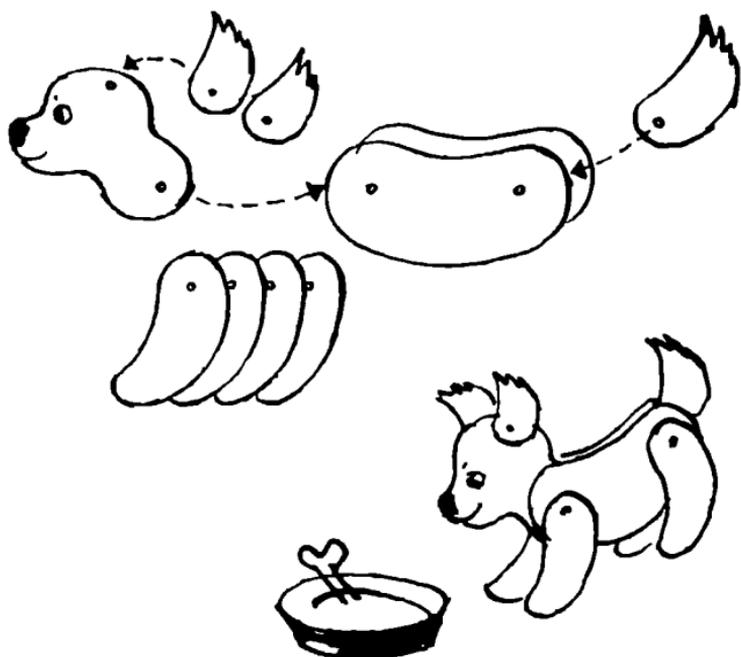
„Vier“, riefen ihm einige Kinder lachend zu.

„Dann wollen wir zuerst vier Pfoten machen. Nun zwei Ohren, einen Kopf, einen Schwanz und zwei Flanken — und damit liegt das Hündchen vor euch.“

„Wo denn, wo? Wir sehen es nicht“, riefen die Kinder durcheinander.

„Da liegt es doch, es ist nur noch nicht zusammengesetzt. Jetzt bohren wir gleich mit einer Ahle kleine Löcher in die einzelnen Teile, die wir dann mit Schnur so miteinander verbinden, daß auf beiden Seiten Knoten sind — und schon ist euer schwarznasiges Hündchen fertig.“ Mischa setzte alle Einzelteile des Spielzeugs zusammen, zog Garn durch die Löcher und stellte den kleinen Hund auf seinen vier Beinen vor ihnen auf. Schön war, daß sich alles an ihm bewegen ließ: der Kopf und die Ohren, die Pfoten und auch der Schwanz. Darum konnte er auch jede Stellung einnehmen.

„Und jetzt wollen wir uns miteinander bekannt machen“, schlug Mischa vor. Er hatte sich dazu wieder ein kleines Gedicht ausgedacht:



„Seht euch diesen Hund mal an,
nein, was der nicht alles kann.
Er kann sitzen,
er kann laufen
und sich um das Futter raufen.
Mal verfolgt er eine Maus,
mal steht er vorm Schilderhaus,
und dann wieder will er ruhn
und am liebsten gar nichts tun.
Ach, er macht uns sehr viel Spaß,
dieser Hund mit schwarzer Nas’.“

Petja Saikin nahm das Hündchen aus Mischas Händen entgegen und drückte es ganz fest an seine Brust. Er ging gleich vom Tisch weg und sagte: „Der gehört jetzt mir ganz allein! Ich zeige ihn keinem mehr!“

„Du bist aber ganz schön egoistisch“, sagte Witja. „Gib uns dein Hündchen zurück. Du erhältst ihn erst dann wieder, wenn sich alle anderen nach seinem Vorbild auch so ein Spielzeug gemacht haben.“

Mit Tränen in den Augen reichte Petja das Hündchen zurück. Doch schon nach einer halben Stunde gab es viele fast genauso aussehende Hündchen mit schwarzen Nasen. Nun lief Petja zwischen den Kindern umher und fragte immer wieder ganz verwirrt: „Ist das meiner? Nein? Wo ist er denn aber?“

„Du könntest ja mal nach ihm pfeifen“, riet ihm Witja lachend.

„Ich kann aber noch nicht pfeifen.“

„Dann werde ich es für dich tun. Du wirst sehen, dein Hund findet sich wieder an.“

Und tatsächlich, der kleine Hund fand sich wieder an, allerdings an einem für Hunde nicht ganz gebräuchlichen Platz – in Witjas Hosentasche nämlich. Damit Petjas Hund nicht noch einmal zwischen all den anderen Hunden verlorengehen konnte, band ihm Katja eine rote Schleife um.

Zwei Tage lang trennte sich der glückliche Petja auch nicht eine einzige Minute von seinem Hündchen. Am dritten Tag aber kam er ganz außer Atem zu einer der Betreuerinnen gelaufen und platzte heraus: „Heben Sie bitte das Hündchen für mich auf, ich verliere es sonst womöglich noch.“

Und schon lief er neuen Erlebnissen entgegen.

Es begann mit einem großen Plakat

Eines Morgens hing das Plakat an einem der günstigsten Plätze, am Eingang zum Eßraum. Alle blieben stehen, um es zu lesen.

„Achtung! Achtung! Nur diesen einen Abend! Gastspiel zweier außergewöhnlicher Zauberer aus dem Morgenland! Der Professor der schwarzen Magie, Jatiw, und der Professor der weißen Magie, Aschim, zeigen alte, geheimnisvolle Zauberkunststücke aus Indien und dem fernen Orient.

Im ersten Teil werden sieben Zauberkunststücke vorgeführt:

1. Der verzauberte Bleistift
2. Die gehorsame Schachtel
3. Das verwunschene Geldstück
4. Das wunderliche Streichholz
5. Die drei geheimnisvollen Ringe
6. Der ungewöhnliche Hut
7. Das verblüffende Naturwunder – ein noch nicht ausgeschlüpftes Kücken antwortet auf alle Fragen der Zuschauer.

Im zweiten Teil: Die Geheimnisse der Geheimnisse. Der Professor der weißen Magie, Aschim, entlarvt ausnahmslos die Geheimnisse aller sieben Zauberkunststücke, die im ersten Teil von Professor Jatiw gezeigt wurden.

Im dritten Teil: Die unerhörte Selbstentlarvung der beiden orientalischen Zauberer!

Eilt herbei! Strömt herbei! Nur diesen einen Abend – heute! Beginn um 18 Uhr. Zuspätkommende werden nicht mehr eingelassen. Der Eintritt ist frei!“

Hätte es jetzt Kandiszucker oder Schokoladenbonbons geregnet – dieses Ereignis wäre weniger aufregend gewesen, als diese Bekanntmachung. Das ganze Lager schien sich in einen riesigen Ameisenhaufen verwandelt zu haben. Überall war nur zu hören: Zauberer ... Kücken ... Indien ... Streichholz ... Wunder ... Die neugierigsten Kinder rannten



sogleich zu den Mädchen, um herauszubekommen, wer das Plakat aufgehängt hatte. Doch die drei Mädchen schworen, daß sie mit dem Plakat auch nicht das geringste zu tun gehabt hatten. Erst nachdem sie wieder allein waren, schauten sie sich recht verschmitzt an.

Muß nun eigentlich noch erwähnt werden, daß an jenem bewußten Abend keine Nadel, geschweige denn ein Apfel im Klub hätte zu Boden fallen können?

Auf dem aus zwei großen Laken bestehenden Vorhang waren die Umrisse zweier Hüte befestigt — eines weißen und eines schwarzen, die beide über und über mit Sternen besät waren.

Endlich erklangen dumpfe Trommelschläge und das melodische Geläut kleiner Glocken. Langsam teilte sich der Vorhang. Die Zuschauer reckten die Häse und erblickten auf der Bühne einen kleinen Tisch, der mit einem dunklen Tuch bedeckt war. Darauf standen Streichholzschachteln, ein Glas mit Bleistiften und verschiedene andere einfache Gegenstände. Dann traten aus den Kulissen feierlich und gemessenen Schrittes die beiden bärtigen Zauberer heraus. Einer — es war Jatiw — trug ein schwarzes Gewand und einen schwarzen Hut. Der andere — Aschim — war in ein weißes Gewand gehüllt. Dazu trug er einen weißen Hut. Die Gewänder der beiden Zauberer waren mit glitzernden Sternen, Planeten, Monden und Kometen bedeckt. Mit über der Brust gekreuzten Händen verneigten sich die beiden Zauberer nach allen Seiten.

Als erster sprach der Professor der schwarzen Magie,

Jatiw: „Wir haben euch herzliche Grüße unserer Landsleute und einige außergewöhnliche Geheimnisse des Orients mitgebracht. Unsere Weisheit sagt uns: ‚Wenn man nur über Honig spricht, hat man im Mund keinen süßen Geschmack‘, darum will ich sogleich mit der Vorführung der unfäßbaren Wunder Indiens beginnen. Mein Freund, der weise Aschim, wird mir dabei behilflich sein.

Zuerst werde ich diesen Bleistift hier in ein Zauberstäbchen verwandeln.“ Jatiw nahm einen Bleistift, drückte ihn gegen seine Stirn und murmelte seltsame Beschwörungsformeln: „Schalda . . . balda . . . sigulda . . .“ Dann streifte er die langen Ärmel seines Gewandes hoch und sagte: „Das Zauberkunststück Nummer eins – ‚Der verzauberte Bleistift‘. Ich drücke ihn ganz fest in meiner Hand und schließe dann noch die andere Hand darum. Jetzt öffne ich die Faust. Und – oh, Wunder! – der Bleistift schwebt in der Luft!“

Und tatsächlich, eine unsichtbare Kraft verhinderte auf geheimnisvolle Weise das Hinabfallen des Bleistiftes auf den Boden. Er war verzaubert!

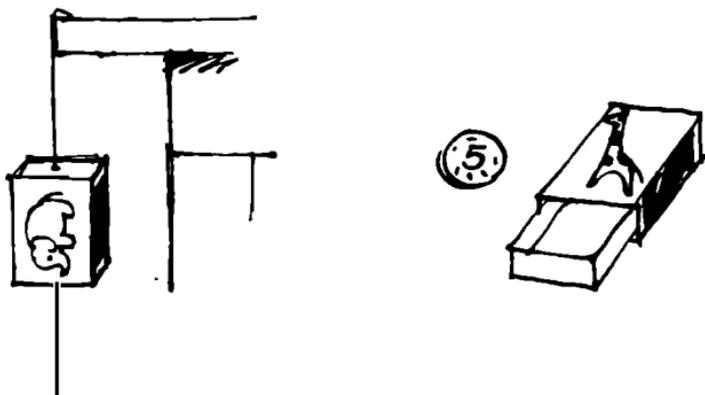


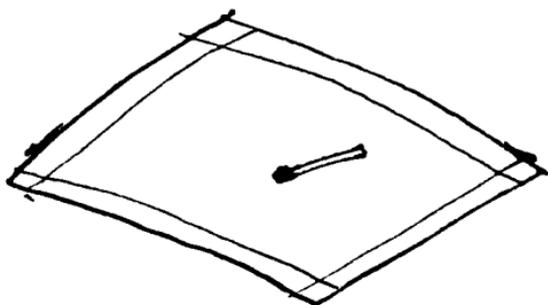
Gleich darauf verkündete Jatiw: „Das zweite Zauberkunststück – ‚Die gehorsame Schachtel‘. Ihr seht hier eine ganz gewöhnliche Streichholzschachtel. Durch diese Schachtel ist ein langer Faden gezogen, der mit einem Ende an der Tischkante festgemacht ist. Die Schachtel fällt; doch eine Bewegung mit dem Zauberstab – und schon schwebt sie in der Luft!“

Alle sahen, wie die Schachtel erst fiel und plötzlich aus irgendeinem Grunde in der Luft schwebte.

„Das dritte Zauberkunststück – ‚Das verwunschene Geldstück‘. Ich lege jetzt ein Fünf-Kopekenstück in die Schachtel; könnt ihr hören, wie es darin klappert?“ Der Zauberer schüttelte die Schachtel mit der Hand, und die ganz still gewordenen Zuschauer konnten deutlich das Klappern des Geldstückes vernehmen. Dann machte er eine Bewegung mit dem Zauberstab – und sogleich verstummte das Geräusch, obgleich Jatiw nicht aufgehört hatte, die Schachtel zu schütteln. Wieder war eine unbegreifliche Verbindung zwischen dem verzauberten Bleistift und dem Geldstück in der Schachtel zustande gekommen.

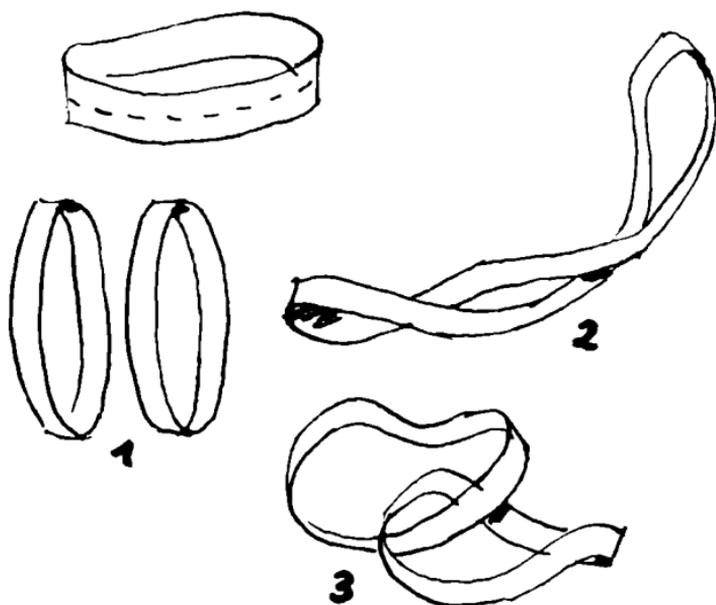
„Das vierte Zauberkunststück – ‚Das wunderliche





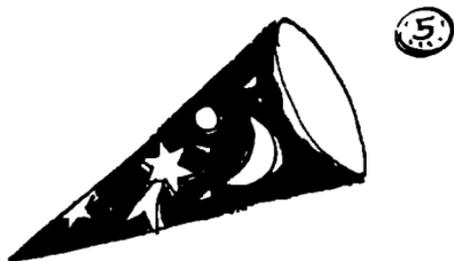
Streichholz'." Der Zauberer wickelte ein gewöhnliches Streichholz in ein Tuch und gab beides zusammen einem Zuschauer, damit er es einige Male durchbreche. Alle konnten klar und deutlich das Zerbrechen des Streichholzes hören. Dann schwenkte der Zauberer wieder seinen Stab und entfaltete das Tuch – das Streichholz war vollkommen unversehrt.

„Das fünfte Zauberkunststück – ‚Die drei geheimnisvollen Ringe‘.“ – Sie waren schon zuvor aus breiten Zeitungspapierstreifen zusammengeklebt worden. – „Wenn ich diesen Ring jetzt der Länge nach durchschneide, wieviel Ringe habe ich dann?“ fragte Jatiw laut. „Zwei? Richtig!“ Er schnitt den Ring auf und erhielt aus dem einen breiten Ring zwei einzelne schmale Ringe. Danach schwenkte der Zauberer seinen Bleistift, das heißt, seinen Zauberstab. „Weiß vielleicht jemand, was jetzt geschieht? Dann paßt einmal gut auf.“ Wieder begann er mit der Schere einen Papierring zu zerschneiden. Zur Überraschung der Zuschauer wurden aus dem anderen Ring nicht wieder zwei Ringe, sondern – nur ein langer schmaler. Aus dem dritten breiten Ring aber wurden seltsamerweise zwei ineinander verschlungene Ringe.



Wieder hatte der Zauberstab seine unbegreifliche und erstaunliche Kraft bewiesen.

Das sechste Zauberkunststück – ‚Der ungewöhnliche Hut‘ – war nicht weniger verblüffend. Jatiw nahm seinen Hut ab und warf ein Fünf-Kopekenstück hinein. Und wie sehr er ihn dann auch schüttelte, das Geldstück fiel nicht wieder aus dem Hut heraus. Doch eine einzige Bewegung mit dem Zauberstab – und sogleich kullerte das Fünf-Kopekenstück auf den Tisch.





Auf Wunsch der Zuschauer mußten einige Zauber-
kunststücke wiederholt werden; doch es gelang
niemandem, hinter diese uralten Geheimnisse des
Orients zu kommen.

„Und zum Abschluß bitte ich, mir ein halbes Dutzend
ganz gewöhnliche Hühnereier zu geben“, sprach Ja-
tiw in feierlichem Ton.

Sogleich wurde ihm von Professor Aschim ein Teller
mit Eiern auf die Bühne gebracht. Jatiw legte die
Eier in einer Reihe an den Rand des Tisches und

schwenkte seinen Zauberstab. Plötzlich hörten alle, wie irgend etwas ganz leise piepste.

„Da ist es!“ schrie Jatiw. „Das ist das verblüffende Wunder der Natur – das sprechende Kücken! Gleich werde ich wissen, wo du steckst.“ Jatiw berührte mit seinem Zauberstab ein Ei nach dem anderen. Das dritte Ei machte plötzlich einen Satz und stand senkrecht. Ein Stöhnen ging durch den Raum.

„Hab ich dich doch gefunden, du Knirps!“ sagte der Professor. „Ich bitte Sie, werter Herr Kollege“, wandte er sich nun an Aschim, „mir den Apparat zum Durchleuchten der Eier zu bringen. Alle sollen sich davon überzeugen, daß sich im Innern dieses Eies ein lebendes Kücken befindet.“

Aschim trug einen kleinen schwarzen Kasten herbei und stellte ihn auf den Tisch.

Dann wurde das Licht im Raum gelöscht; und die Zuschauer starrten wie gebannt auf die hintere erleuchtete Bühnenwand, auf der der vergrößerte ovale Schatten des Eies erschien.

Wieder murmelte Professor Jatiw die Zauberformel „Schalda . . . balda . . . sigulda . . .“ vor sich hin, berührte dann den Apparat leicht mit dem Zauberstab – und in dem ovalen Schattenumriß des Eies zeichnete sich plötzlich ein kleines Kücken ab.

Es gab im ganzen Saal nicht einen einzigen Zuschauer, der nicht Mund und Nase aufsperrte. Doch das Staunen wurde noch größer, als sich Jatiw mit dem in der Eierschale sitzenden Kücken zu unterhalten begann: „Bist du ein Hühnchen?“ fragte er.

„Piep“

„Ein Hähnchen?“

„Piep-piep“

„Dann bist du also ein kleiner Hahn, ja?“

„Piep-piep“

„Aha“, sagte der Professor, „einmal ‚piep‘ bedeutet ‚nein‘, zweimal ‚piep‘ bedeutet ‚ja‘, stimmt das?“

Wieder piepste das Kücken zustimmend. Offenbar vernahm dieser kleine Knirps die ihm gestellten Fragen ganz deutlich. Seine Antworten waren ja auch recht gescheit. In dem Raum war es so still, als wäre niemand darin.

„Ich möchte dem klugen Kücken gern einige Fragen stellen“, mischte sich nun Professor Aschim ein. „Zum Beispiel, wieviel ist zwei mal zwei? – Drei?“

„Piep!“ machte das Kücken ärgerlich.

„Vier?“

„Piep-piep“, antwortete es diesmal zustimmend.

„Erstaunlich! Verblüffend! Außergewöhnlich! Noch nicht einmal aus dem Ei geschlüpft, kennt es sich bereits in der Multiplikation, dieser bedeutenden mathematischen Errungenschaft, aus. Und dabei sagt man doch: ‚Die Henne ist klüger als das Ei!‘. Dieses Wunderkücken könnte ja bereits schon jetzt Mathematikunterricht geben. Gestatten Sie, daß ich noch weitere Fragen an das Kücken richte?“

Zum Zeichen seines Einverständnisses verneigte sich Professor Jatiw leicht.

„Möchtest du gern umherlaufen?“

„Piep-piep“, antwortete das Kücken.

„Und schwimmen?“

„Piep!“ piepste es entrüstet.

„Könntest du schon jetzt deine Eierschale durchpicken?“

„Piep“, verneinte das Kücken.

„Du bist wohl noch nicht groß genug, nicht wahr?“

„Piep-piep“, bestätigte das Kücken.

„Sicherlich ist sein Schnabel noch nicht hart genug, um sich aus dem Ei befreien zu können“, erklärte Aschim die Situation und fügte dann hinzu: „Wer von euch möchte nun das Hähnchen auch etwas fragen?“

Von allen Seiten wurden Fragen gerufen: Ob es krähen möchte? ... sich herumbalgen? ... Milch trinken? ... Körner picken? ... durch das Gras streifen? ... seine Brüder und Schwestern, das heißt, die anderen Kücken sehen möchte?

Die Antworten aus dem Ei wurden immer leiser und leiser.

Da sagte Jatiw: „Ich bitte nun alle, ganz still zu sein. Nur ich werde jetzt noch Fragen stellen. – Hähnchen, dich haben die vielen Fragen ermüdet, nicht wahr?“

Keiner der Anwesenden wagte zu atmen oder auch nur mit den Augen zu zwinkern. Die Antwort auf diese Frage war ein kaum noch vernehmbares „piep“ – und dann verstummte dieses Wunder der Natur ganz.

„Die weiteren Beobachtungen wird das wissenschaftliche Institut für Kückenforschung übernehmen. Im Augenblick soll sich der kleine Knirps erst einmal in meiner Jackentasche ein wenig ausruhen. – Wir aber machen jetzt eine Pause!“

Der Vorhang schloß sich. Beifall ertönte. Die Zuschauer erhoben sich von ihren Plätzen. Und nun begannen alle über die soeben gesehenen Wunder Indiens und des Orients zu sprechen.

Nach einer kurzen Pause begann der zweite Teil, der die Geheimnisse des unterhaltsamen Abends aufdecken sollte. Wieder teilte sich der Vorhang feierlich. Und wieder kamen die beiden Zauberer gemessenen Schritts auf die Bühne und verneigten sich vor den Zuschauern.

Diesmal jedoch ergriff als erster der Professor der weißen Magie, Aschim, das Wort: „Wie und warum kamen diese unbegreiflichen Erscheinungen zustande, die unser hochverehrter Professor Jatiw soeben gezeigt hat? Viele glauben sicherlich, daß man nur die Zauberformel ‚Schalda-balda-sigulda‘ vor sich hin zu murmeln braucht – und schon verwandeln sich einfache Bleistifte in Zauberstäbchen. Wenn es mir der verehrte Professor Jatiw gestattet, will ich das Geheimnis dieser Worte verraten.“

Der schwarze Magier stand unbeweglich mit auf der Brust gekreuzten Händen. Anstatt zu sprechen, verneigte er sich zum Zeichen seines Einverständnisses.

Daraufhin sagte Aschim: „Die Worte ‚schalda-balda-sigulda‘ sind gar keine Zauberformel. Es sind einfach einzelne aneinandergereihte Silben. Man kann auch noch andere Zauberformeln bilden, zum Beispiel aus den Silben der Wörter Unsinn, Dummheit, Quatsch und so weiter! – Habe ich recht?“ wandte er sich fragend an den schwarzen Magier.

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Alle warteten gespannt, was Jatiw wohl sagen würde. Einige hofften, daß der schwarze Zauberer den weißen Wahrsager für seine Frechheit bestrafen würde. Doch der schwarze Zauberer Jatiw verneigte sich wiederum zum Zeichen seiner Übereinstimmung.



„Dann kann es also losgehen“, meinte Aschim frohgestimmt. „Wir werden jetzt hinter alle Geheimnisse und Zauberkunststücke kommen.

Beginnen wir gleich mit dem ersten Zauberkunststück: Ein Wunderbleistift hängt in der Luft. Dieses Geheimnis kennt eigentlich die ganze Welt, darüber lachen ja schon die Hühner. Jatiw hat ihn nämlich mit einem Finger der anderen Hand festgehalten.“ Bei diesen Worten drehte Aschim die Hand mit dem Bleistift ein wenig zur Seite, und sogleich begriffen alle, wie sehr sie der schwarze Magier Jatiw an der Nase herumgeführt hatte.

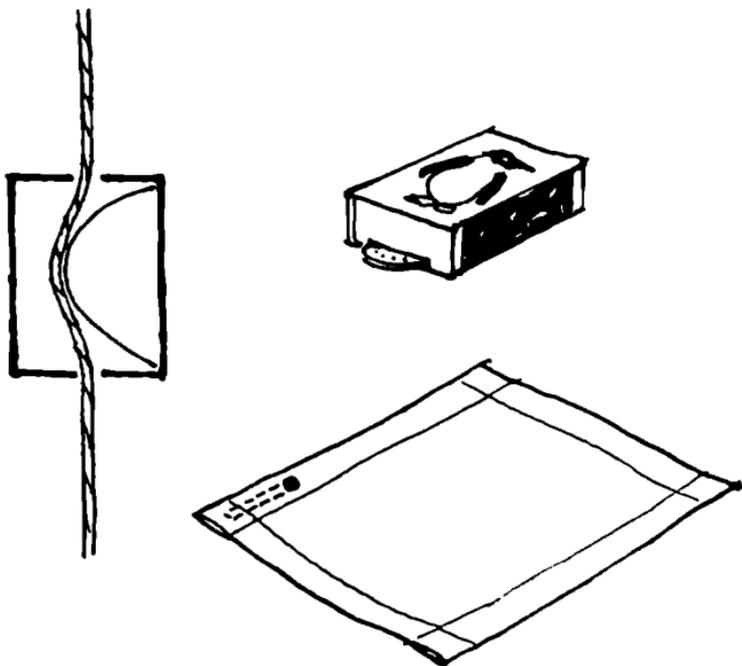
„Damit eine Streichholzschachtel in jeder gewünschten Höhe am Bindfaden hängenbleibt – braucht man nur im Innern der Schachtel einen kleinen Bogen aus Papier oder Karton anzubringen. Wenn man dann nämlich den Faden leicht anzieht, kann die Schachtel nicht mehr weiter nach unten rutschen. Mehr steckt hinter dem zweiten Zauberkunststück Jatiws nicht“, erklärte und demonstrierte Professor Aschim.

„Das verwunschene Geldstück im dritten Zauberkunststück wurde in eine Schachtel mit einem Schlitz gesteckt. Wird der Schlitz zugedrückt, so klappert das Geldstück beim Schütteln. Läßt der Druck nach, so kann das Geldstück bis zur Hälfte aus der Schachtel herausrutschen. Wir können es dann mit der Handfläche festhalten – und das Klappern hört auf. Die Bewegungen mit dem Zauberstab aber sind nur dazu da, die Augen abzulenken.“

Schon wurde hie und da im Saal ein wenig gekichert. Es zeigte sich, daß alle Zauberkunststücke lachhaft einfach waren.

Um die Begeisterung der Zuschauer ein wenig zu dämpfen, sagte Aschim: „Jedes Zauberkunststück erscheint einem leicht, wenn man es kennt. Wenn ihr selber Zauberkünstler werden wollt, vergeßt nicht, stets alles gut vorzubereiten. Unachtsamkeit kann leicht dazu führen, daß man ausgelacht wird!“

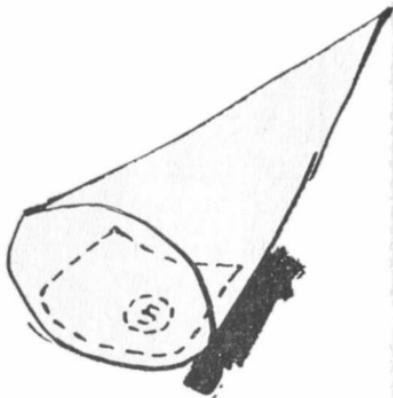
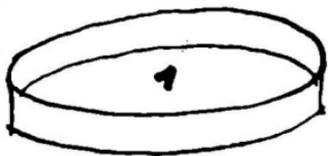
Er schwenkte nun das Tuch herum und begann, das vierte Geheimnis Professor Jatiws zu lüften: „Damit ihr ein heiles Streichholz behaltet, müßt ihr ein in irgendeiner Falte des Tuches verstecktes Ersatzstreichholz parat haben. Dieses wird dann von den Zuschauern zerbrochen. Das vor den Augen aller ins



Tuch eingewickelte Streichholz aber liegt versteckt bereit zum Zeigen. Es taucht unbeschädigt aus dem Tuch auf, als wäre es durch das Herumschwenken des Zauberstabes wieder zusammengeflickt worden.“

Während all dieser Enthüllungen stand der Zauberer Jatiw unerschütterlich da, als hätte nicht er den Zuschauern während des ersten Teils der Vorstellung ein X für ein U vorgemacht.

„Die drei geheimnisvollen Ringe“, fuhr Ashim fort, „wurden vorher jeder auf eine andere Art und Weise zusammengeklebt. Beim ersten Ring wurden die beiden Enden des Papierstreifens einfach zusammengeklebt. Beim zweiten Ring wurde der Streifen einmal gedreht, und beim dritten wurde der Papierstreifen



zweimal um sich selbst gedreht. Wenn man die drei Streifen so zusammenklebt, werden sich beim Zerschneiden jedesmal andere Ringformen ergeben. – Das sechste Zauberkunststück: Der geheimnisvolle Hut, in dem die Münzen verschwinden, hat innen eine kleine Tasche. Dreht man den Hut mit der Tasche nach unten um, so befindet sich die Münze in dieser Tasche. Hält man dagegen die Tasche hoch, so kann die Münze ungehindert aus dem Hut herausrollen. – Das wäre alles.“ Mit diesen Worten verneigte er sich tief vor den Zuschauern.

Langsam ging der Vorhang zu.

„Und was ist mit dem klugen Kücken? – Wie kommt es, daß es sprechen kann? – Erklärt uns doch auch

noch dieses Geheimnis!“ riefen die Kinder, ein wenig unruhig geworden.

Noch einmal öffnete sich der Vorhang.

„Ich bitte um Verzeihung“, sagte Professor Aschim, „aber dieses überwältigende Geheimnis darf ich euch nur mit der besonderen Erlaubnis des Zauberers Jatiw verraten. Ihr müßtet ihn darum besonders herzlich bitten.“

„Ach, bitte, gestatten Sie es doch! – Wir bitten Sie sehr darum! – Geben Sie doch die Erlaubnis dazu!“ riefen die Kinder im Saal und klatschten dabei in die Hände.

An Stelle einer Antwort nickte Jatiw wieder nur leicht mit dem Kopf.

„Dann ist ja alles gut“, murmelte Aschim befriedigt vor sich hin. „Sogleich werden wir unserem verzauerten Kücken die Eingeweide herausnehmen.“

„Ach, bitte, tut das nicht!“ erklang die flehende Stimme eines mitleidigen Mädchens.

„Nur keine Aufregung! Das Kücken rühre ich nicht an, da es da nicht das geringste anzurühren gibt. Denn es existiert ja gar nicht.“

„Was soll das heißen? – Wo ist es denn hingekommen? – Ist es weggeflogen? – Hat es einer weggenommen?“ Wieder lärmten die Zuschauer durcheinander.

„Es ist nicht da, und es war auch keins da“, fuhr der Professor der weißen Magie ruhig fort.

„Woher kam denn aber das Piepsen?“

„Ein Bär hat gepiepst.“

„Was für ein Bär? – Woher soll denn hier ein Bär kommen? – Nun will man uns auch noch einen Bär-

ren aufbinden! – Zeig uns sofort das Kücken!“
schwirrten die Stimmen im Saal durcheinander.

„Ein ganz gewöhnlicher Bär hat gepiepst . . .“, begann Aschim erneut; aber er wurde sogleich wieder unterbrochen.

„Man merkt doch gleich, daß die beiden Zauberer aus einem fremden Land kommen! Sie wissen nicht, daß russische Bären brüllen und knurren, keinesfalls aber piepsen“, erklärte Artur Tortikow mit Bestimmtheit.

„Ihr wollt mir also nicht glauben? Dabei habe ich den Bären hier bei mir!“

„Wo denn?“

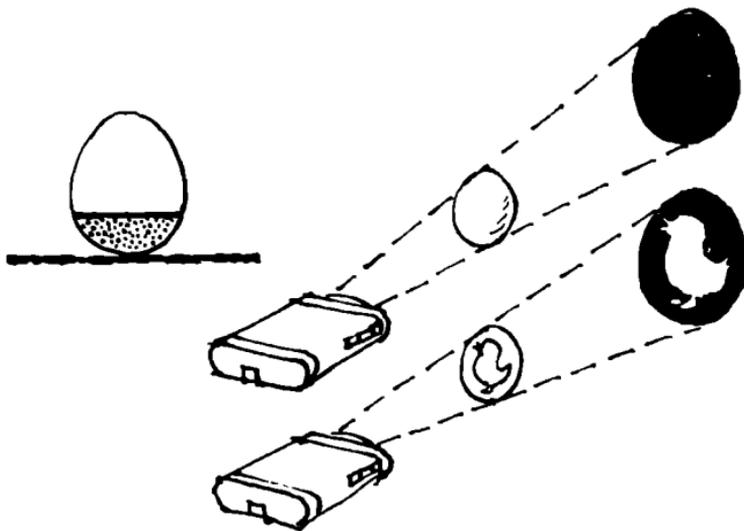
„Das Kücken ist ein Bär – und der ist hier bei mir!“
wiederholte Aschim hartnäckig.

Nach diesen Worten entstand ein unvorstellbares Durcheinander. Einige Kinder schrien: „Zeig uns doch den Bären!“ Andere: „Wo ist denn der Bär?“ Wieder andere: „Her mit dem Kücken!“

Aschim hob seine linke Hand. Nachdem wieder Stille eingetreten war, versprach er: „Gleich werde ich euch das Kücken, das heißt, den Bären zeigen. Schaut her!“
Der Professor steckte die Hand in seine Manteltasche und holte daraus ein Gummibärchen hervor, das kläglich wie ein Kücken piepste, wenn man auf seinen Bauch drückte.

Die Kinder verstummten für einige Augenblicke, dann aber begannen sie aus vollem Halse zu lachen. Was sie nie für möglich gehalten hätten, es stimmte – Aschim hatte recht behalten.

Alles übrige begriffen die Kinder auch schnell. Zu Anfang war das Zauberei leer gewesen. In das ausge-



blasene Ei war dann ein wenig Sand gestreut worden, auf den wiederum ein wenig Leim gegossen wurde. Jetzt konnte man das Ei wie ein Stehaufmännchen aufstellen. Und in dem schwarzen Kästchen befanden sich zwei Taschenlampen. Eine warf mit ihrem Schein den Schatten des Eies auf die aus einem Bettlaken bestehende Leinwand. Die andere beleuchtete die Silhouette eines Kückens, das aus Pappe ausgeschnitten war. Die beiden zusammenfallenden Schatten vermittelten den Eindruck, als würde sich in dem Ei ein kleines Kücken befinden.

Als sich alles aufgeklärt hatte, verneigten sich Aschim und Jatiw wieder tief und wollten die Bühne verlassen; doch die Kinder kannten die Ankündigung auswendig, und abermals erklangen Rufe: „Wo bleibt denn der dritte Teil? – Wollen Sie etwa schon gehen? – So lassen wir Sie nicht weg!“

„Ich muß schon wieder um Verzeihung bitten“, sagte der weiße Zauberer, „doch ihr sollt sogleich erfahren, wer euch hier dieses Gastspiel gegeben hat. Zuerst einmal sprecht unsere Namen laut aus, doch nicht Jatiw und Aschim, sondern umgekehrt.“

Da begriffen die Zuschauer endlich, daß Aschim – Mischa und Jatiw – Witja heißt.

Die beiden Zauberer legten ihre Mäntel, die Hüte und die Masken mit den großen Nasen und den Brillen ab.

Nun waren alle endgültig davon überzeugt, daß der Professor der schwarzen Magie Witja Pugowkin und der Professor der weißen Magie Mischa Romaschkin war. Sie klatschten so lange und so laut begeistert Beifall, bis die beiden Freunde ums Wort baten.

„Wir möchten gern, daß ihr auch unseren Künstlerinnen Katja, Njuscha und Nelli Beifall zollt. Sie haben das Plakat für diesen Abend entworfen, geschrieben und heimlich aufgehängt. Sie waren es auch, die den Vorhang gestalteten. Sie beschafften von den Putzfrauen einen schwarzen Kittel und einen weißen vom Arzt, sie haben uns unsere Hüte genäht und unsere Gewänder mit kosmischen Körpern besteckt!“

Wieder klatschten alle im Saal in die Hände. Doch Aschim-Mischa hob noch einmal die Hand.

„Ich habe ganz vergessen zu sagen, daß die Mädchen auch an unseren Nasen beteiligt waren. Unsere Zaubernasen sehen nämlich nicht zufällig wie Kartoffeln aus. Die Mädchen wählten zwei Nasen ähnlich sehende Kartoffeln aus und beklebten diese mit kleinen Papierstücken. Als diese Nasen dann getrocknet waren, wurden sie angemalt und schließlich eine schwarze

Brille, ein Schnurrbart und ein langer Bart daran angebracht . . .“

Die letzten Worte Mischas gingen im allgemeinen Gelächter unter.

Lange dauerte es an diesem Abend, ehe sich das Lager beruhigt hatte. In der Nacht aber träumten alle vom sprechenden Kücken, von Indien, von Zauberern, verzauberten Bleistiften und anderen Wundern des Orients.

Großvater Pachomytschs ZIW

Morgens tritt Großväterchen Pachomytsch mit den ersten warmen Strahlen der Sommersonne aus seinem Haus. Er setzt sich auf die Veranda, streckt behaglich seine in dicken Filzstiefeln steckenden Beine aus und brummelt dann gewöhnlich vor sich hin: „Jetzt können sich meine gelehrten Beine so recht nach Herzenslust von der Sonne bestrahlen lassen.“

Einmal hörten unsere beiden gerade vorübergehenden Freunde die seltsamen Worte des Alten. Sie wünschten ihm einen guten Morgen und bestürmten ihn dann gleich neugierig mit der Frage, warum der Großvater seine Beine als gelehrt bezeichnet. Was für eine Gelehrsamkeit mag wohl in diesen flauschigen Filzstiefeln stecken?

„Die Wissenschaft vom Wetter, mit der sich das ZIW beschäftigt.“

Die Jungen schauten einander verständnislos an.

„Was ist das – ZIW?“

„Könnt ihr euch das wirklich nicht denken? Das ZIW ist das Zentralinstitut für Wettervorhersagen.“

„Großväterchen, wir begreifen aber immer noch nicht, wie so ein großes Institut in deinen Filzstiefeln Platz hat. Dürfen wir mal hineinschauen?“ Witja und Mischa blickten in die Stiefel; natürlich konnten sie darin kein Institut entdecken.

„Hier, das ist mein ZIW.“ Der Großvater zeigte auf seine Gelenke. „Meine gelehrten Beine melden mir rechtzeitig auf ihre Art, ob es Frost oder Regen geben wird. Das ist die ganze Gelehrsamkeit. Seit dem Bürgerkrieg hat sich dieses ZIW in meinen Beinen eingenistet, seit damals habe ich diesen verfluchten Rheumatismus. Aber es ist etwas Wahres an dem Spruch: ‚Es gibt nichts Schlechtes ohne etwas Gutes.‘ — Selbst dieses Leiden hat noch einen kleinen Nutzen für mich; es läßt mich das Wetter im voraus wissen.“

„Das kommt daher, Großväterchen, weil vor dem Regen der Luftdruck fällt und die Luftfeuchtigkeit zunimmt. Das ist der Grund dafür, daß Eure Gelenke zu schmerzen beginnen“, erklärte der beschlagene Witja Pugowkin.

„Bei uns“, fuhr Großvater Pachomytsch fort, „kann aber auch der Kater Wasska das Wetter vorhersagen.“

„Das wird ja immer komplizierter. Da sind erst einmal Eure gelehrten Beine. Und jetzt taucht auch noch ein gelehrter Kater auf. Ist er vielleicht ein Nachkomme des berühmten Katers von Puschkin, der, wenn er nach links geht, ein Lied anstimmt; geht er nach rechts, Märchen zu erzählen beginnt?“

„Ach, unser Kater ist ein richtiger Bastard. Von dem Puschkinschen Kater stammt er bestimmt nicht ab. Aber ein klein wenig Ähnlichkeit mit einem Hund hat er“, antwortete der Großvater.

„Kann er denn auch bellen?“ fragten die Freunde erstaunt.

„Bellen kann der Kater nicht, aber er kommt gelaufen, wenn man pfeift. Mein Sohn, der an einer Hoch-

schule studiert, hatte einmal im Sommer seine Ferien hier verbracht. Damals war Wasska noch ein ganz kleines Kätzchen. Mein Sohn hat ihm Milch zu trinken gegeben; und jedesmal, wenn es Milch gab, hat er vorher gepfeifen. Das Kätzchen hat sich daran gewöhnt. Jetzt braucht man nur zu pfeifen, und sogleich kommt der Kater herbeigelaufen. Wollt ihr es mal sehen?“

Großvater Pachomytsch pfiß – und nach einer Minute tauchte tatsächlich der rothaarige Kater Wasska auf und strich leise miauend um die Filzstiefel des Großvaters. Großvater Pachomytsch beugte sich nieder und kraulte Wasska hinter den Ohren. Der Kater schloß die Augen und schnurrte vor Behagen.

„Das also ist der gelehrte Kater, der sich im Wetter auskennt und auf einen Pfiß herbeieilt.“

„Was heißt hier gelehrt? Einen Fingerhut voll Verstand, aber einen ganzen Wagen voll Hochmut . . .“

„Warte, Großväterchen, warte einen Augenblick, ich möchte mir dieses Sprichwort aufschreiben. Ich sammle nämlich Sprichwörter und Redensarten“, sagte Mischa.

„Schreib es dir nur auf. Ich habe sowieso schon bemerkt, daß sich heutzutage alle stets Notizen machen. Jede Kleinigkeit wird zu Papier gebracht.“

Mischa holte aus seiner Hosentasche ein Heft und machte sich daran, die lehrreichen und lustigen Sprichwörter und Redensarten des Großvaters aufzuschreiben.

„Wie aber teilt Euch dieser schnurrbärtige Kater seine Kenntnisse vom Wetter mit?“ fragte Witja.

„Alle Tiere spüren auf ihre Art das Herannahen eines

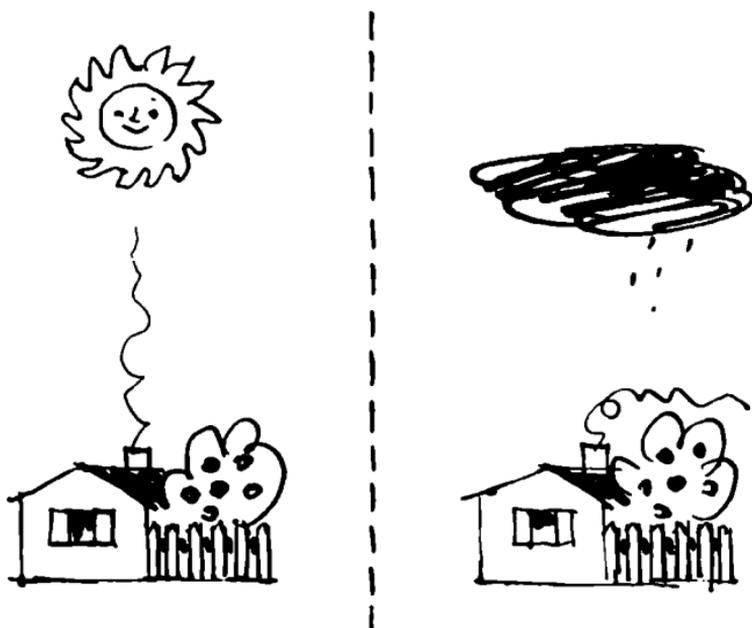
Unwetters. Schwalben fliegen dem schönen Wetter hoch entgegen. Fliegen sie aber dicht über der Erde, so bedeutet das Regen. Liegen der Kater Wasska und unser Hund Tusik zusammengerollt mit ihren Nasen im Fell versteckt, so kann man auf ein Absinken der Temperatur warten. Auch der Hahn kräht morgens nicht zur rechten Zeit, wenn sich das Wetter ändert.“

„Sieh mal einer an!“ rief Mischa aus. „Wenn wir uns also auf eine Fahrt begeben wollen, müssen wir uns einen Kater, eine Schwalbe, einen Hund und einen Hahn mitnehmen – das wird eine lustige Gesellschaft. Sie alle zusammen sind dann unser ZIW!“

„Warum wollt ihr die Tiere überall mit euch herum-schleppen?“ fragte Großvater Pachomytsch. „Wo ihr euch auch befindet – überall gibt es Anzeichen, die euch das Wetter voraussagen. Ihr müßt diese Zeichen nur kennen und sie sehen. Aber nicht nur ein oder zwei genügen, sondern ihr müßt viele richtige Regeln wissen. Sicherlich habt ihr auch schon mal welche gehört, die einfach auf Aberglauben beruhen. Oder solche dummen wie: Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, ändert sich das Wetter oder es bleibt wie es ist.“

Und nun erzählte Großväterchen Pachomytsch den beiden Freunden ausführlich von den oft von ihm erprobten Regeln für die Wettervorhersage.

„Witja, was hältst du davon, wenn wir aus diesen richtigen Regeln des Großvaters kleine Reime machen, damit sie sich leichter auswendig lernen lassen“, schlug Mischa vor, nachdem sie sich von Großvater Pachomytsch verabschiedet hatten und sich auf dem Rückweg ins Lager befanden. „Hör dir einmal diese



Regel an: Wenn die Schwalben hoch am Himmel schweben – wird es keinen Regen geben . . . ziehen sie über den Boden dicht – den Regenschirm vergiß nur nicht. Der Reim ist doch schon ganz schön, nicht wahr?“

„Selbst Puschkin“, erwiderte Witja, „hat in bezug auf das Wetter Ratschläge erteilt: Versuche, die verschiedenen Anzeichen zu bemerken . . .“

Es läßt sich nur schwer wiedergeben, wieviel Streit es gab und wie viele Bogen bekritzelt und zerrissen wurden, bevor die beiden Freunde gemeinsam diese Verse zu Papier gebracht hatten:

Will man auf die Wandrung gehn,
ist das Wetter wichtig.

An vielen Dingen kann man sehn,
ob die Wahl des Tages richtig.

Wenn die Schwalbe hoch am Himmel fliegt,
weißt du, daß es keinen Regen gibt.
Ist es bis zum Boden nicht mehr weit,
leg den Regenschirm bereit.

Legt der Rauch sich auf den Garten,
kann man auf den Regen warten.
Steigt er kerzengrade in die Höhn,
wird es sonnig, hell und schön.

Verkriechen die Ameisen sich in ihrem Bau,
wird das Wetter trüb und grau.
Riechen die Blumen stark in Feld und Wald,
gibt es Regengüsse bald.

Wenn die Sonne hinter Wolken untergeht,
das Barometer auf Schlechtwetter steht.
Tanzen die Mücken in der Luft dagegen,
gibt es Sonne, keinen Regen.

Will der Wind zur Nacht nicht weichen,
ist das gar kein gutes Zeichen.
Leuchten die Sterne strahlend hell,
schlechtes Wetter ist bald zur Stell.

Wer die Regeln kennt, der weiß,
ob es kalt wird oder heiß,
denn die Natur verkündet dir,
wie das Wetter wird allhier. ■

„Das wäre geschafft“, sagte Mischa voller Genugtuung. „Was sollen wir auf der Wanderung mit einem Kater, einem Hund und einem Hahn; wir wollen uns zur Wetterbestimmung lieber nach diesen Regeln des ZIWs von Großväterchen Pachomytsch richten. Die werden wir unterwegs immer brauchen können.“

Im Lager gab Mischa sofort Katja die Verse und forderte sie auf: „Veröffentliche sie in unserer Wandzeitung mit der Unterschrift SKRUP“.

„Was soll das heißen? Da habt ihr irgendwelche Verse zusammengezimmert und wollt euch nun hinter diesem SKRUP verstecken.“

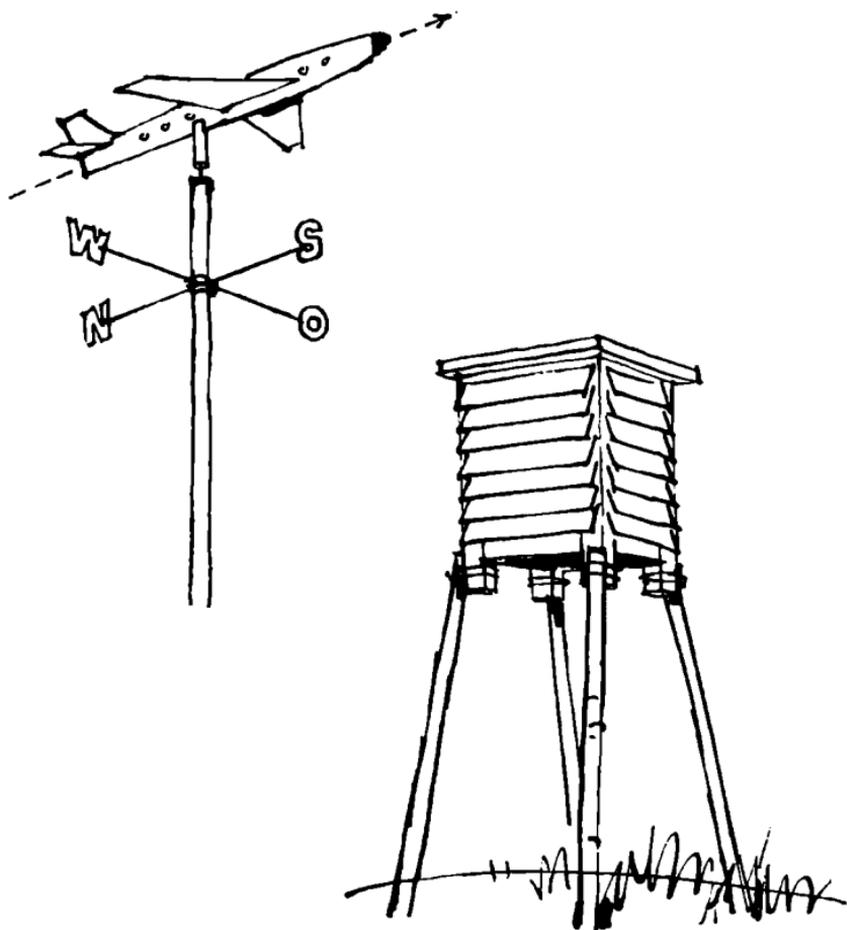
„Wer will sich hier verstecken! SKRUP heißt: Sonder-Korrespondenten Romaschkin und Pugowkin.“

Als Katja die Verse gelesen hatte, sagte sie: „Schön wäre es, wenn ihr in unserem Lager eine meteorologische Station zur Wetterbeobachtung anlegen würdet. Unsere Jungen Naturforscher wollten sich schon lange mit dieser Sache beschäftigen. Aber – wir besitzen keinerlei Instrumente.“

„Wir wollen versuchen, diese Instrumente zu beschaffen“, erwiderte Mischa und dachte, daß es am leichtesten wäre, verschiedene Barometer, Hygrometer und Thermometer zu kaufen; viel interessanter jedoch ist es, sie selber herzustellen.

Einige Tage lang sah man die zerzausten Köpfe unserer beiden Erfinder über Bücher und Hefte gebeugt. Die jungen Konstrukteure zeichneten und entwarfen nicht nur allerlei Dinge, sie studierten auch die dazu erforderliche Literatur.

Nach einer Woche besaß das Lager eine eigene meteorologische Station. Sie stand auf einem erhöhten



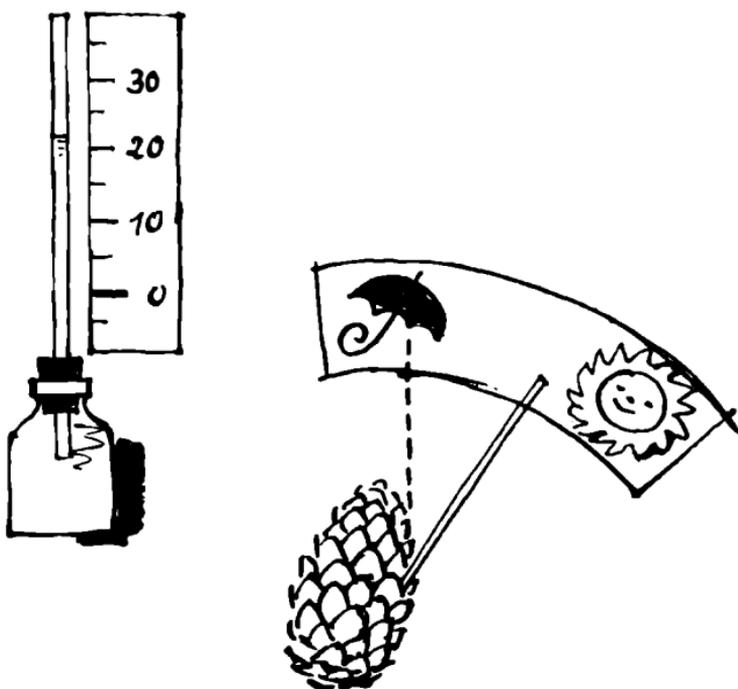
und nach allen Seiten freien Platz. In der Mitte der Station erhob sich eine hohe Stange mit einer Wetterfahne. Als Wetterfahne diente das leichte Flugzeugmodell einer TU-104, das sich auf einem vertikal angebrachten Nagel frei im Winde drehen konnte. Unter dem Flugzeug war an der Stange ein Kreuz

angebracht mit den Buchstaben: N – Norden, S – Süden, W – Westen, O – Osten. Damit das Flugzeug nicht unter dem Regen litt, hatte man es mit blauer Ölfarbe angestrichen.

Aus einem gewöhnlichen großen Hocker hatten die beiden Freunde das Wetterhäuschen für die Instrumente gebaut. Mit Hilfe von Stangen verlängerten sie die Beine des Hockers, an die Seiten aber nagelten sie dünne Bretter. Auf die Geräte dürfen nämlich weder Sonnenstrahlen noch Regentropfen fallen. Von außen wurde das Wetterhäuschen mit weißer Ölfarbe angestrichen. In dem Häuschen wurden untergebracht: ein Thermometer, ein Hygrometer und ein Barometer.

„Es ist ja bekannt“, erklärte Witja den Kindern, die neugierig herbeigeeilt waren, um zu sehen, wie die von den beiden Freunden gebaute Wetterstation aussieht und wie sie ausgestattet ist, „daß sich Petroleum bei Wärme stark ausdehnt.

Bringt man zum Beispiel im Winter bei Frost abends eine volle Flasche Petroleum mit nach Hause und stellt sie in die warme Küche, so steht die Flasche am nächsten Morgen in einer Petroleumpfütze. In der Nacht hat sich das Petroleum erwärmt und ausgedehnt und ist dadurch übergelaufen. Diese Eigenschaft des Petroleums haben wir uns bei der Anfertigung eines Thermometers zunutze gemacht. Wir haben das Petroleum in ein Fläschchen gegossen, aus dem ein langes Glasrohr herausragt. Damit man die Ausdehnung des Petroleums besser erkennen kann, haben wir einige Tropfen Ölfarbe dazugesetzt. Am Stand des Petroleums im Glasrohr können wir jetzt



die Lufttemperatur nicht schlechter ablesen als von einem Quecksilberthermometer.“

„Warum aber habt ihr einen großen Kienapfel in euer Wetterhäuschen gelegt?“ Njuscha lachte. „Erwartet ihr etwa den Besuch eines Eichhörnchens?“

„Eichhörnchen können wir ganz und gar nicht gebrauchen. Du mußt nun aber nicht glauben, daß der Kienapfel hier nur so herumliegt. Wenn du alles ein wenig aufmerksamer beobachten würdest, brauchtest du jetzt nicht wie eine Elster zu schwatzen. Bist du einmal vor einem Regen und nach einem Regen durch den Wald gegangen?“

„Natürlich bin ich das und nicht nur einmal.“

„Und du hast nicht bemerkt, daß die trockenen Kienäpfel weit auseinandergespreizte Schuppen haben, während die Schuppen der feuchten Kienäpfel eng anliegen? – So können uns die Kienäpfel als Feuchtigkeitsmesser, als Hygrometer, dienen. Schau, wir haben an eine Schuppe einen aus einem Strohalm bestehenden Zeiger angebunden, der uns anzeigt, wie sich die Luftfeuchtigkeit verändert.“

„Ihr wollt also auch den Wassergehalt der Luft messen . . . Wozu das?“

„Wenn sich dieses aus einem Kienapfel bestehende Hygrometer zusammenzieht, bedeutet es, daß Regen in der Luft liegt. Unsere Nasen merken das nur schlecht im voraus, die Kienäpfel dagegen ziehen sich schon lange vorher zusammen und verstecken ihre Samen sorgfältig unter den Schuppen.“

Eines Tages hing im Eßraum des Lagers eine seltsame Aufforderung: „Mädchen mit langen Zöpfen möchten sich, bitte, unverzüglich bei Romaschkin und Pugowkin melden!“

„Wozu brauchen sie jetzt wohl wieder Mädchen mit langen Zöpfen?“ fragte Katja ihre Freundinnen und begab sich, obgleich sie überhaupt keine Zöpfe hatte, auch zu den beiden Erfindern.

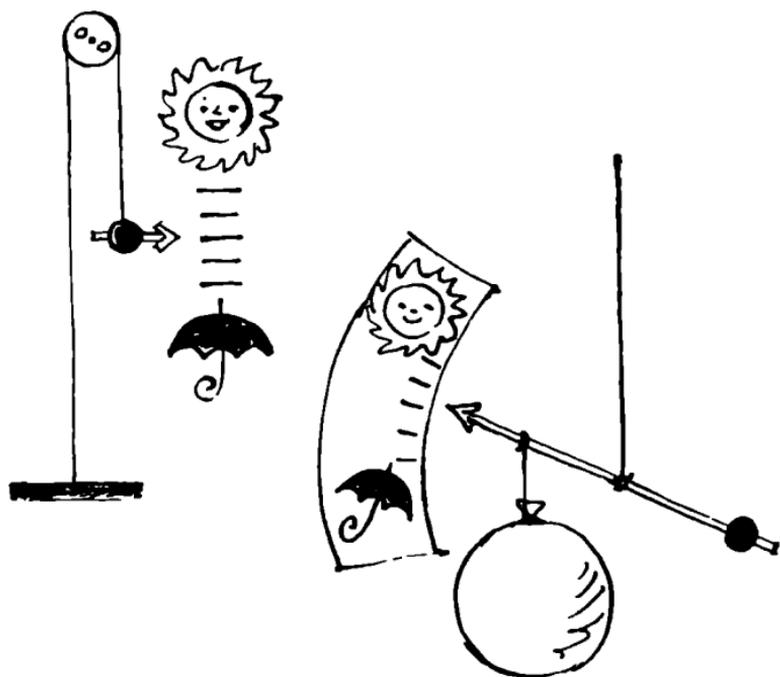
Jedes Mädchen mit langen Zöpfen wurde von den beiden Freunden jubelnd begrüßt: „Das ist ein Zopf – einfach eine Pracht! Nun wollen wir aber ausmessen, wer den längsten Zopf hat.“

Die Ergebnisse dieser Messungen wurden von Mische sorgfältig aufgeschrieben. Die Besitzerin des längsten Zopfes baten die Jungen jedoch nur um ein einziges



Haar. Behutsam rissen sie ein langes Haar aus, wuschen es zuerst sorgfältig mit Seife und spülten es dann in heißem Sodawasser – mit einem Wort, sie brauchten ein vollkommen fettfreies Haar. Dann benötigten sie noch einen langen rauhen Faden. Das Haar und den Faden brauchten sie für andere Hygrometer.

Das Faden- und das Haarhygrometer waren gleichermaßen konstruiert. Das Prinzip wollen wir uns an



dem Haarhygrometer klarmachen. Über einem aus einem Knopf bestehenden Block wurde das Haar gezogen. Das eine Ende des Haares wurde an der Grundplatte befestigt, und an dem anderen Ende wurde ein kleines Gewicht angebunden. An dem Gewicht war ein aus einem Strohhalm bestehender Zeiger angeklebt. Bei hoher Luftfeuchtigkeit dehnten sich sowohl das Haar als auch der Faden aus – und der Zeiger am Gewicht bewegte sich dementsprechend. Die beiden Freunde bastelten auch ein aus Sperrholz bestehendes Hygrometer. Von einer dünnen, aus drei Schichten bestehenden Sperrholzplatte entfernten sie

eine Schicht. Ein schmaler Streifen der zweischichtigen Sperrholzplatte wurde im Innern an das Dach des Wetterhäuschens genagelt. Durch die sich verändernde Luftfeuchtigkeit verzog sich der Sperrholzstreifen ständig in die verschiedensten Richtungen. Unsere beiden Freunde dachten sich auch ein einfaches Barometer aus — ein Instrument, das den Luftdruck mißt. Zu diesem Zweck bliesen sie einen Luftballon auf und banden ihn an einem langen Strohhalm fest. Am anderen Ende des Strohhalms befestigten sie ein aus Knöpfen bestehendes Gegengewicht. So entstand eine Waage, die sich bei einer Veränderung des Atmosphärendrucks selbst leicht bewegte. Wenn sich der Druck vergrößerte und die Luft dichter und schwerer wurde, so stieg der leichte Luftballon etwas in die Höhe. Verringerte sich der Luftdruck, so sank der Ballon in der verhältnismäßig dünnen Luft. Sowohl die Hygrometer als auch das Barometer hatten Skalen, an deren einem Ende eine Sonne und am anderen Ende ein Regenschirm aufgezeichnet waren. Durch die Bewegung der Zeiger nach oben oder nach unten zeigten die Instrumente an, welches Wetter erwartet wurde.

Dreimal täglich zeichneten die Jungen Naturforscher alle Veränderungen am Zeigerstand der Instrumente auf und schrieben regelmäßig mit Kreide auf einer Tafel am Appellplatz des Lagers ihre eigene Wettervorhersage für den kommenden Tag an. Manchmal stimmten die Vorhersagen nicht — doch bei einer solch komplizierten Angelegenheit können einem schon mal Fehler unterlaufen.

Einmal jedoch passierte etwas, was alle Mühen der

Kinder bei der Errichtung dieser Lager-Wetterstation rechtfertigte.

Es war am frühen Morgen, als von den noch mit Tau bedeckten Wiesen des benachbarten Kolchos das Kreischen der Grasmähmaschinen herüberklang. Schnitter waren ihnen zu Hilfe geeilt. Und auch die Pioniere machten sich auf, den Kolchosbauern zu helfen. Bis Mittag wendeten sie das duftende abgemähte Gras. Es war warm und schwül.

In der Mittagspause kam aufgeregt und völlig außer Atem der Beobachter der meteorologischen Station des Lagers gelaufen. Auf der Station hatte der Wind das Flugzeugmodell in Richtung Nordwest gedreht, in eine Richtung, aus der am häufigsten große schwere Regenwolken kamen. Auch die Luftfeuchtigkeit hatte zugenommen – die Kienäpfel zogen sich zusammen und versteckten ihre Samen. Der Luftdruck begann zu fallen. Alle diese Anzeichen deuteten auf Regen. Viele Regeln des Großvaters wiesen ebenfalls auf das drohende Unwetter hin: Die Ameisen zogen sich in ihren Bau zurück, die Schwalben flogen dicht über der Erde, der Rauch wurde nach unten gedrückt. Mit einem Wort – das trockene Heu mußte so schnell wie möglich noch vor dem Regen eingebracht werden. Der Lagerhornist blies zum Sammeln.

Bald konnte man auf den Wiesen flink hin und her eilende Kinder sehen. Die herrlich duftenden Heuschuber wurden größer und größer. Das Heu war gerettet.

In der Nacht dann, als das ganze müde Lager fest schlief, begann es zu regnen – doch jetzt war der Regen nicht mehr schlimm.

Das regnerische Wetter hielt fast eine Woche an. An einem dieser verregneten Tage begegnete Mischa der gern spottenden Njuscha. Er hielt sie an und fragte: „Machst du dich noch immer über unsere Kienäpfel in dem Hocker lustig?“

„Nein.“

„Dein Glück. Viele haben uns der Kienäpfel wegen ausgelacht – und doch haben sie ihren Zweck erfüllt.“

Durch die Felder — durch die Wälder

Was kann es Schöneres geben als Wandertage, wenn die festgefügte Lagerordnung mit einem Male durchbrochen ist und jeder Schritt Geheimnisvolles und Unerwartetes verheißt?

Schon lange vor Beginn der Fahrt hatte Mischa einen kleinen Vierzeiler verfaßt:

Wir streifen durch die Felder,
wir ziehen durch die Wälder,
wir wollen alles sehn —
die Welt ist wunderschön.

Natürlich hatten sich unsere beiden Freunde auch auf diese Wanderung gut vorbereitet. Schon seit langem wollten sie einmal unter solchen Bedingungen die Strapazierfähigkeit ihrer neuen, nach ihren Worten „wasserundurchlässigen Idee“ erproben. Was konnte es schon anderes sein — sie bereiteten einige Überraschungen vor. Doch was die beiden Freunde da zusammen austüftelten, war bislang noch ihr Geheimnis.

Endlich war der langersehnte Tag der Wanderung gekommen. Hoch am strahlendblauen Himmel schossen die Schwalben als zuverlässige Boten schönen Wetters wie die Düsenflugzeuge dahin.

Nach einem besonders kräftigen Frühstück überprüfte jeder noch einmal seinen schon lange vorher

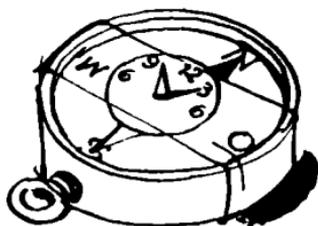
gepackten Rucksack . . . Bald darauf zogen die Kinder im Gänsemarsch durch den Wald.

Witja schritt stolz an ihrer Spitze. Er hatte ja schließlich auch etwas, worauf er stolz sein konnte. Für diese Wanderung hatte er sich nämlich aus einem Kompaß eine Armbandsonnenuhr gebastelt. Unterwegs erzählte Witja: „Ich nahm einen alten Nuckel, schnitt davon ein kleines Stück ab und zog es über das Gehäuse des Kompasses. Dann schob ich unter diesen Gummiring ein Zifferblatt aus Papier und drückte in dessen Mitte einfach eine Reißzwecke. Mit Hilfe des Schattens der Reißzweckenspitze kann nun die Uhrzeit festgestellt werden. Da habe ich also jetzt meine eigene Uhr.“

„Wie aber ist sie zu handhaben?“ fragte Katja.

Witja zeigte ihr, wie man zuerst mit Hilfe des Kompasses Norden findet. Der blaue Zeiger des Kompasses muß auf den Buchstaben N – Norden – des Skalenringes weisen. Der Schatten der Reißzweckenspitze zeigt dann auf dem Zifferblatt sofort die Uhrzeit an. Mittags weist der Schatten der Reißzweckenspitze ebenfalls nach Norden.

Auch Mischa hatte sich für diese Wanderung mit Neuheiten ausgestattet. Zuerst einmal bemerkten



alle, daß an seiner Seite eine kleine Feldflasche hing. Mischa war auf den Einfall gekommen, sie aus einer Luftballonhülle zu machen. Sie faßte zwar nur wenig Flüssigkeit, doch auf einer Wanderung kann ein kleiner Schluck kostbarer als Gold sein. Er goß Tee in seine „Flasche“. Seiner Meinung nach eignete sich Tee am besten, er löscht am stärksten den Durst und hebt die Stimmung.

„Der Tee in deiner Feldflasche wird inzwischen schrecklich warm geworden sein. Und dann schmeckt er einfach widerlich. Brrr!“ sagte Nelli, das Gesicht verziehend.

„Das werden wir gleich haben!“

„Wie willst du denn den Tee kühlen? Hast du vielleicht einen kleinen Kühlschrank in deinem Rucksack versteckt? Oder schleppest du gar Eis mit dir herum?“

Anstatt zu antworten, feuchtete Mischa sein Taschentuch ein wenig an, wickelte seine Feldflasche hinein, band alles mit einer Schnur zusammen und schleuderte die eingewickelte Flasche dann pfeifend über seinem Kopf.

„Du willst wohl alles ausschütten mit diesem Unsinn?“

Mischa hörte auf, seine Flasche herumzuschleudern und sagte: „Probiere mal, wie herrlich kühl der Tee in meiner Feldflasche jetzt ist. — Übrigens kennst du das auch. Wenn nämlich nasse Wäsche trocknet, ist sie stets kalt, weil daraus das Wasser verdampft. Als ich die in das feuchte Tuch gehüllte Flasche herum-schwenkte, ist das Tuch getrocknet. Dabei ist gleichzeitig mein Tee gekühlt worden.“



Wie zum Schabernack flatterten die seltensten Schmetterlinge vor den Nasen der Jungen Naturforscher herum, die in der Eile ihre Netze im Lager liegenlassen hatten. Nun schlichen sie bekümmert und sich gegenseitig beschimpfend dahin. Ihr Retter in der Not war wieder Witja.

„Soll ich euch zeigen, wie man auf einer Wanderung zu einem Schmetterlingsnetz kommt?“

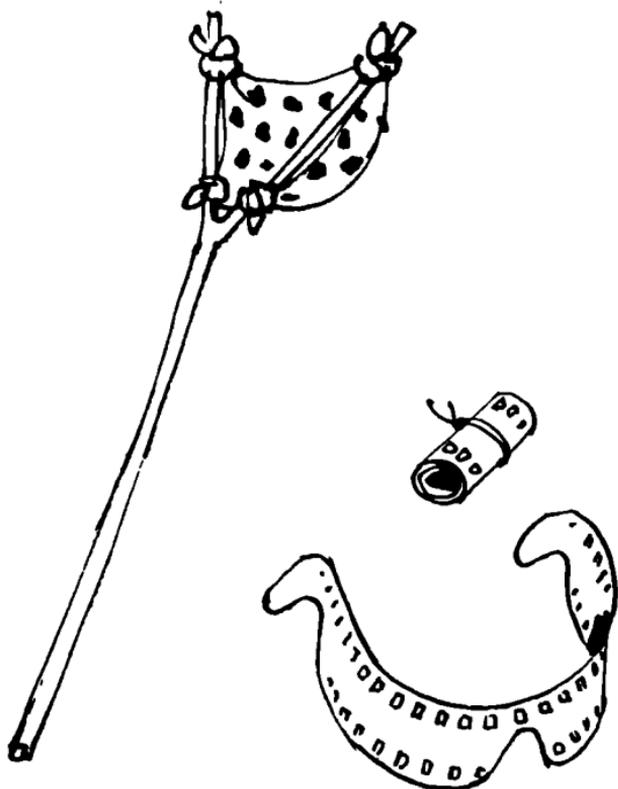
Natürlich wurde dieser Vorschlag mit Begeisterung aufgenommen.

Witja und Mischa machten sich gemeinsam auf die

Suche nach einigen langen Stöcken mit Astgabelungen. Dann banden sie in die Gabelungen große Taschentücher.

„Da habt ihr erst einmal zwei Schmetterlingsnetze. Seht mal, wie lang eure Arme und wie groß eure Handflächen geworden sind. Mit solchen Schmetterlingsnetzen könnt ihr einen ganzen Berg Schmetterlinge fangen.“

Dem unermüdlichen Witja gelang es, einen Holzkäfer zu fangen, den er sofort in eine leere Streichholzschachtel steckte.



„Bei unserer ersten Rast wollen wir ihn uns einmal genauer durch ein Waldmikroskop betrachten“, versprach er den Jungen Naturforschern.

Aus dem dunklen Wald kommend, schritten die Touristen auf einen breiten, in der Sonne glitzernden Fluß zu. Das flimmernde Wasser machte sie für einen Augenblick fast blind. Alle blinzelten und bedeckten die Augen mit den Händen.

Plötzlich rief Mischa: „Halt! Bleibt mal alle stehen! Wir beide, Witja und ich, wollen euch allen jetzt Sonnenschutzbrillen schenken! Stellt euch hintereinander auf und nehmt euch jeder eine aus diesem Beutel.“

Die Kinder steckten die Hände in den Beutel, holten glatte, mit Bindfäden zusammengebundene Röllchen hervor und schauten dann verwundert auf die beiden Erfinder.

„Wo sind denn nun die Sonnenbrillen?“ erklang es von allen Seiten enttäuscht. „Das sind entweder Fernrohre oder irgendwelche Kinkerlitzchen.“

Mischa zog einfach am Faden — und schon war aus der Rolle eine Brille geworden. Er setzte sie Njuscha auf die Nase und sagte: „Jetzt brauchst du nicht mehr zu blinzeln und die Augen vor der Sonne zusammenzukneifen.“

Die Lichtfilter, die die Sonnenstrahlen abschwächen, hatten unsere beiden Meister aus alten, nicht mehr brauchbaren Filmen für Kleinbildapparate gemacht. Zuerst hatten sie diese so entwickelt, daß sie ein wenig dunkler wurden. Dann wurden sie ins Fixierbad gelegt, gewaschen und getrocknet. Schließlich mußten noch mit der Schere drei Einschnitte vorgenom-

men werden: einer in der Mitte für die Nase und zwei an den Seiten für die Ohren.

„Kann man solche zusammenrollbaren Brillen für die Wanderung nur dunkel oder auch bunt machen?“ wollte einer wissen.

„Natürlich kann man sie auch bunt machen“, antwortete Mischa. „Zu diesem Zweck müssen sie dann zusätzlich noch in bunte Tusche getaucht werden; am besten eignet sich dafür grüne Tusche. Diese Farbe beruhigt die Augen.“

Schnell hatten sich die Kinder diese leichten Schutzbrillen aufgesetzt – und die Wanderung konnte weitergehen. Die Sonne stand mittlerweile hoch über ihren Köpfen. Es wurde schwül . . . Die Kinder begannen zu ermüden.

„Ach, ist das eine Hitze . . . Schön wäre es, jetzt zu baden . . . Schade, daß wir nicht mehr den Fluß entlanggehen“, erklang es von allen Seiten unzufrieden.

„Laßt uns doch einfach diese drückende Hitze durch eine erfrischende, duftende Dusche vertreiben“, schlug Witja vor.

„Eine Dusche im Wald? – Und dazu noch eine duftende? – Nach welchem Parfüm wird denn deine Dusche riechen?“ fragten die Kinder ungläubig.

„Je nach Geschmack, ganz nach Wunsch – nach Blumen, nach Tannennadeln, Birkenblättern.“

„Ich möchte gern eine Dusche mit Blumenduft“, seufzte die rundliche Nelli. Die Wanderung hatte sie mehr als alle anderen angestrengt.

„Dann pflück dir beim Laufen einen Blumenstrauß. Wir müssen jetzt laut Karte gleich in einer kleinen

Schlucht auf ein Waldbächlein stoßen. Tauch den Blumenstrauß ins Wasser und schüttele ihn über deinem Kopf aus. Da hast du deine Dusche. Mich kannst du dann auch gleich bespritzen.“

Schon bald erklang im Wald fröhliches Gelächter. Die Kinder bespritzten sich gegenseitig. Einige waren anschließend so naß, als wären sie in einen Platzregen gekommen. Diese Dusche hatte alle mächtig erfrischt. Ein fröhliches Lied singend, setzten die Kinder ihre Wanderung fort.

Witjas Sonnenarmbanduhr zeigte zwölf Uhr an – der Schatten der Reißzweckenspitze fiel direkt nach Norden. Am Waldrand sollte jetzt eine große Ruhepause eingelegt werden.

Zuerst wurden die einzelnen Pflichten unter den Kindern verteilt: Es mußte Reisig gesammelt und Wasser herbeigeschleppt werden, eine Gruppe mußte das Mittagessen zubereiten und eine andere anschließend das benutzte Geschirr abwaschen. Arbeit gab es genug für alle.

Da stellte sich plötzlich heraus, daß die Streichhölzer in der Tasche von Wassja Antonow bei der Dusche im Wald so naß geworden waren, als wären sie ins Wasser gefallen. Wieder einmal half Mischa allen aus der Patsche. Eifrig suchte er in seiner umfangreichen Taschenwirtschaft und sagte dann: „Ratet einmal, was ich hier habe?“

„Nun, einen Nuckel“, antwortete der sommersprossige Nikita Semin. „Doch wozu brauchst du denn einen Nuckel? Ich sehe unter den Touristen keine Säuglinge.“

„Höre und staune, das ist eine Streichholzschachtel.“

„Für mich ist das ein Nuckel!“ Nikita hatte noch immer nicht begriffen.

„Dem Äußeren nach, ja, da hast du recht, doch befinden sich in dieser Hülle zehn Streichhölzer und eine Reibfläche. Du kannst sofort Feuer haben. In einem solchen mit einem Bindfaden zugebundenen Nuckel können die Streichhölzer auf den Grund des Meeres fallen und kommen doch wieder trocken an die Wasseroberfläche. Auch Salz läßt sich so gut aufbewahren.“

Nach dem Mittagessen und dem Geschirrwaschen legten sich alle ein wenig schlafen. Einige hatten die Füße auf ihren Rucksack, andere wiederum auf einen Baumstumpf gelegt, und einige hielten sie gegen einen Baum gestemmt. In einer solchen Stellung kann man schnell wieder neue Kräfte für die Fortsetzung einer Wanderung sammeln.

Alles wäre wunderschön gewesen – hätte es keine Ameisen gegeben. Als erster erhob sich Mischa.

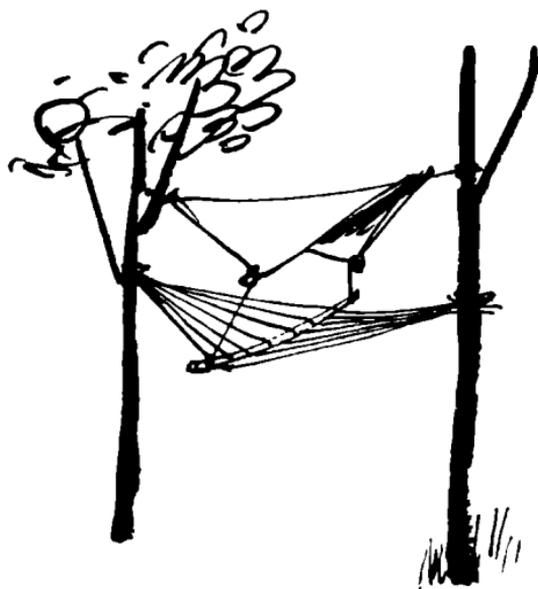
„Eigentlich wollte ich mir diese Kugel ja für eine andere Gelegenheit aufbewahren“, sagte er und warf dabei einen aus Seilen bestehenden kleinen Ball in die Höhe. „Doch die Ameisen zwingen mich vorzeitig dazu. Ich werde mir also jetzt aus diesem Ball eine Hängematte machen.“

Das war selbst für den stets mit allen Überraschungen rechnenden Witja zuviel.

„Du willst uns wohl ein Zauberkunststückchen vormachen? Hier sehen Sie einen kleinen Ball. Hopp – und nun ist daraus eine Hängematte geworden. So etwa stellst du dir das wohl vor?“

„Du glaubst mir nicht? Na, dann paß mal auf!“ Flink





umwickelte Mischa die Stämme zweier sich gegenüberstehender Bäume so, daß sich zwischen ihnen ein Bündel Seile spannte. Dann band er alle Seile in der Mitte des Bündels an einen Stab. Ein aus Stricken bestehender Rhombus hatte sich gebildet. Die Hängematte war fertig!

Sich leise in seiner Fahrtenhängematte schaukelnd, träumte Mischa laut vor sich hin: „Wenn man nun hierüber noch ein weiteres Seil spannen und darüber zum Beispiel eine alte Wachstuchdecke hängen würde, ergäbe das ein Ein-Mann-Zelt zum Übernachten. Man könnte beruhigt schlafen. Weder ein Regenschauer noch Ameisen würden einen daran hindern.“

„Wo aber bringst du deinen Rucksack in diesem hängenden Zelt unter?“ fragte Nikita.

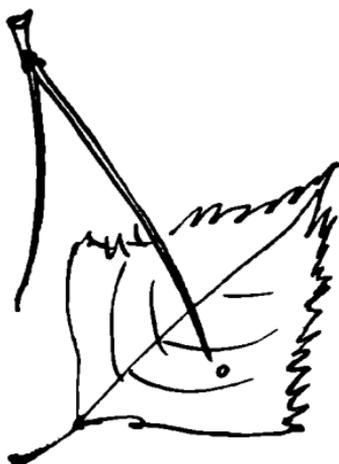
„Den hänge ich ebenfalls an das obere Seil. Ich kann ihn aber auch an dem unter dem Rücken befindlichen mittleren Querbalken anbringen.“

„Witja hatte uns versprochen“, erinnerten sich die Jungen Naturforscher, „daß wir uns jetzt den Holzkäfer durch ein Waldmikroskop ansehen können. Wo ist denn nun das Mikroskop?“

„Schaut euch nur um; sie sind hier überall sichtbar-unsichtbar“, gab Witja schlaue Antwort.

„Anscheinend gibt es hier mehr unsichtbare als sichtbare. Wir jedenfalls sehen kein einziges. Du machst dich über uns lustig, Witja.“ Die Mädchen waren eingeschnappt.

„Dann kommt einmal her.“ Witja nahm ein festes Birkenblatt, bohrte mit einer Kiefernadel ein kleines Loch hinein und sagte: „Schaut jetzt einmal durch diese Öffnung, während ihr meinen Käfer ungefähr zwei Zentimeter von eurem Auge entfernt haltet.“





Njuscha machte den Anfang. Nachdem sie durch die Öffnung auf den Käfer gesehen hatte, fuhr sie entsetzt zurück und rief: „Das ist ja kein Käfer, sondern ein Schreckgespenst mit Hörnern!“

Nun begann Witja mit seinen Erklärungen: „Dinge, die sich zwanzig Zentimeter von uns entfernt befinden, können unsere Augen deutlich erkennen. Je näher der Gegenstand rückt, desto größer kommt er uns vor; doch erscheint er uns gleichzeitig verschwommen. Damit man einen sehr nahen Gegenstand klar und deutlich erkennen kann, muß man ihn durch eine winzige Öffnung betrachten. Durch ein kleines Loch in einem Blatt gesehen, kommt euch ein Käfer in einer Entfernung von etwa zwei Zentimetern wie ein Nashorn vor. Hinzu kommt noch, daß ihr ihn ganz klar und deutlich seht.“

Nachdem sich die Kinder ausgeruht hatten, streiften sie durch die malerische Umgebung ihres Lagerplatzes. Die Jungen Naturforscher zogen los, um Herbarien zusammenzustellen und interessante Schmetterlinge und Käfer zu fangen. Die Geologen gingen auf der Suche nach Mineralien und Bodenschätzen die Abhänge des Flusses entlang. Die Touristen saßen über einer Karte, um herauszufinden, auf welchen

Wegen man am besten ins Lager zurückkehren sollte. Mit einem Wort, alle hatten eine Beschäftigung nach ihrem Geschmack gefunden.

Nach einer Stunde erklangen drei langgezogene Piffe. Sammeln!

Und weiter ging die Wanderung. Der Weg führte nun über Wiesen. Ganz unerwartet tauchte plötzlich hinter dem Wald eine dunkle Regenwolke auf, und bald darauf prasselte ein warmer Regenschauer auf die Kinder herab.

„Der kommt mir gerade recht, um meine ‚wasserundurchlässige Idee‘ auszuprobieren“, freute sich Misha. Er zog aus seinem Rucksack einige zusammengefaltete ölgetränkte Zeitungen. Aus der einen entstand, nachdem er in der Mitte ein Loch für den Kopf hineingeschnitten hatte, ein Regenmantel. Die andere faltete Misha zu einem Hut, wie ihn seinerzeit



Napoleon getragen hatte. Jetzt brauchte er vor dem Regen keine Angst mehr zu haben.

Katja, die interessiert diesem neuen Einfall Mischas zugeschaut hatte, schrie plötzlich auf. Sie war in einer Pfütze ausgerutscht und hatte sich den Fuß verknackst. Das Mädchen humpelte.

„Tut es weh?“ fragte Mischa teilnahmsvoll.

„Ach, es ist nicht so schlimm, das geht schon vorüber.“

Katja verzog das Gesicht vor Schmerzen. Tränen traten ihr in die Augen.

Mischa nahm ihren Rucksack und rief: „Kinder! Es ist etwas passiert. Katja hat sich den Fuß verstaucht und kann nicht mehr weitergehen!“

„Na, und“, meinte Artur Tortikow. „Soll sie sich doch ins Gras setzen und warten, bis Hilfe kommt. Wir werden ihr aus dem Lager den Wagen mit dem Arzt schicken.“

„Es ist gemein, einen Kameraden in der Not im Stich zu lassen. – Vielleicht fängt es noch einmal an zu regnen? – Oder aber es ist gerade kein Wagen im Lager!“ regten sich die anderen Kinder auf.

„Ich hab's, Freunde!“ erklärte Witja. „Wir tragen Katja abwechselnd auf einer Trage. Bis zum Lager sind es ja nur noch zwei bis drei Kilometer. Das schaffen wir schon. Wir könnten nun natürlich Mischas Hängematte nehmen und sie an eine lange Stange hängen. Leichter jedoch wird es für uns sein, wenn wir Katja auf eine Trage legen. Darum laßt uns aus langen Stöcken und Ästen eine Trage machen. Zuerst bauen wir einen Rahmen, den wir dann mit Mischas Schnur bespannen.“ ■

„Gesagt – getan!“ Mischa war sofort einverstanden.

Nicht einmal zehn Minuten waren vergangen, als die ersten vier Kinder die auf der Trage liegende Katja behutsam aufhoben. Alle hatten jetzt den Wunsch, so schnell wie möglich ins Lager zu kommen.

Um Katja abzulenken, stellte Mischa an alle Touristen eine Frage: „Wie kann man in einer sternenlosen Nacht ohne Kompaß mit Leuchtzifferblatt in einem Wald feststellen, wo Norden ist?“

„Nun halt aber an, Freundchen, und zeig mal deine Zunge.“ Witja legte dem Freund besorgt die Hand auf die Stirn. „Was ist denn mit dir los? Bist du etwa auch krank? Übrigens ist das ein seltener Fall in der Medizin: Er hat Fieberphantasien, obwohl seine Temperatur ganz normal ist.“

„Ich bin nicht im geringsten krank.“ Mischa war beleidigt.

„Wie willst du denn im Dunkeln feststellen, wo Norden ist?“

„Aha, der Doktor Witja weiß also nicht, daß Bäume und Steine immer an der dunklen nördlichen Seite mit Moos bewachsen sind. Das bedeutet also, daß man auch nachts erkennen kann, wo Norden ist. Und du hast mir gleich wie Doktor Eisenbart Fieber messen wollen.“ Mischa lachte. Auch Katja mußte lachen. Als es nicht mehr weit bis zum Lager war, holte Witja aus seiner Tasche eine runde Schachtel und sagte: „Jetzt wollen wir doch einmal durch unser zusammenschiebbares Fernrohr schauen und sehen, wer sich alles zu unserem Empfang eingefunden hat.“ Witja schob den Deckel der runden Schachtel zur Seite und hielt sich das Fernrohr vors Auge. „Fast das halbe Lager ist zusammengelaufen. Schaut mal

selbst.“ Nacheinander schauten die Kinder nun durch das selbstgebastelte Fernrohr.

Witjas Fernrohr-Konstruktion war sehr einfach. Das Gehäuse bestand aus einem zusammengerollten Kleinbildfilm; es ließ sich leicht auseinanderziehen und wieder zusammenschieben. An der großen Öffnung dieses Rohres befand sich eine bikonvexe Augenlinse. Das war das Objektiv. An der kleineren war als Okular eine bikonkave Augenlinse angebracht. Die Linsen waren in der Filmrolle mit Isolierband befestigt. Solch ein zusammenschiebbares Fernrohr eignet sich ganz ausgezeichnet für Wanderungen. Man muß doch schließlich manchmal erkunden, was es in der Ferne zu sehen gibt.

Den Touristen wurde im Lager ein begeisterter Empfang bereitet. Katja wurde sogleich zu Bett gebracht. Die Verstauchung war doch nicht so schlimm, wie die Kinder zuerst befürchteten.

„In zwei bis drei Tagen kann sie, auf einen Stock gestützt, schon wieder ein bißchen spaziergehen“, meinte der Arzt.

Als Katja dann am Stock durch das Lager humpelte, wartete beim Appellplatz eine Überraschung auf sie. Die Touristen hatten über ihre Fahrt eine interessante Ausstellung gemacht, die sie an den Ständern angebracht hatten. Was es dort nicht alles zu sehen gab! In der Mitte hing eine große Karte, auf der die Marschroute, die Plätze der Walddusche, der Rast und der übrigen Ereignisse dieser Wanderung vermerkt waren. Unsere beiden Erfinder hatten ihren Kompaß, das zusammenschiebbare Fernrohr, die

Sonnenschutzbrillen, die Feldflasche, die „Sicherheitsstreichhölzer“ und noch viele andere nützliche Gegenstände ausgestellt. Von den Geologen sah man beschriftete Gesteinsproben, und die Jungen Naturforscher zeigten ihre Herbarien und präparierte Schmetterlings- und Käfersammlungen. Außerdem hing an einem Ständer noch ein zusammenlegbares Aquarium aus einem durchsichtigen Plastikbeutel, in dem inmitten von Wasserpflanzen irgendwelche schwarzen Käfer herumkrabbelten.

„Nun, wie gefällt dir die Ausstellung?“ fragten unsere beiden Freunde Katja.

Als Antwort drückte sie Witja und Mischa nur kräftig die Hände. Denn sowohl die Wanderung – wenn man ihr persönliches Mißgeschick nicht mitrechnet – als auch die Ausstellung waren ein schönes Erlebnis.

Neue Anregungen — neue Einfälle

Ein noch nie dagewesener Fall war eingetreten: Mischa und Witja hatten sich eines Tages mehrere Stunden lang nicht gesehen. An diesem Tag waren nämlich ihre Eltern ins Lager gekommen; da war jeder der Freunde voll und ganz mit seinen eigenen Familienangelegenheiten beschäftigt gewesen. Als sich die Freunde wieder trafen, ging es auf beiden Seiten nicht ohne ein wenig Prahlerei ab.

„Meine Mutti hat mir etwas zum Naschen mitgebracht, eine Tafel Schokolade.“ Mischa leckte sich noch nachträglich genießerisch die Lippen ab.

„Die hat doch mindestens einen Rubel gekostet, nicht wahr?“

„Bestimmt, weniger auf keinen Fall.“

„Mein Vater hat mir auch ein Geschenk mitgebracht; obwohl es kaum mehr als einen Rubel gekostet hat, ist es doch zehnmal soviel wert wie deine Schokolade!“

„Zehnmal soviel?“ zweifelte Mischa.

„Ja, man kann bald sagen, daß es zwanzigmal soviel wert ist! Du hast deine Schokolade schon längst aufgefuttert; und was hast du nun davon? Bist du davon vielleicht viel klüger oder viel stärker geworden? Mein Geschenk aber hat meinem Gehirn einen kleinen Stoß versetzt.“

„Dein Geschenk fängt doch nicht gar von selber an zu hauen oder gibt dir plötzlich eine Backpfeife?“

„Du mußt doch nicht immer alles so wörtlich nehmen.“ Witja war beleidigt. „In unserer Zeit erfolgt solch ein Stoß sanft und schmerzlos – mit einem kleinen Elektromotor zum Beispiel.“

„Mit anderen Worten also, dieser Elektromotor wird dir die Backpfeifen verabfolgen?“ spottete Mischa.

„Nein, was bist du doch schwer von Begriff. Niemand hat auch nur die Absicht, mich zu schlagen.

Mein Vater hat mir keine Tafel Schokolade mitgebracht, wie man das bei Naschkatzen und Leckermäulern tut, sondern einen Mikromotor mit Batterie. Und beides zusammen kostet noch nicht einmal einen Rubel.“

„Das hättest du doch auch gleich sagen können. Nun zeig mir schon endlich deinen Motor.“

Behutsam öffnete Witja eine kleine Schachtel. Darin lagen mehrere golden glänzende Teilchen.

„Der ist ja kaputt!“ meinte Mischa enttäuscht.

„Doch nicht kaputt, einfach nur noch nicht zusammengesetzt. Das dauert nicht länger als zwei Minuten, dann ist der Motor zusammengebaut. Schau mal her: Wir stecken den Anker in das Gehäuse, probieren, ob sich die Achse leicht dreht, befestigen dann den Motor am Unterbau, drücken den Anker an – und schon ist unser Motor startbereit.“

Die Jungen schlossen den Draht an die Batterie, und der Motor begann sich zu drehen. Ganz besonders staunten die beiden Freunde über seine Umdrehungsgeschwindigkeit; der Beschreibung nach waren es über tausend Umdrehungen in der Minute.



„Toll“, sagte Mischa, „klein aber fein. Wenn ich doch auch so einen hätte.“

„Sei nicht traurig . . . Ich habe da einen Plan, wie man mit Hilfe dieses Motors eine ‚Schule der Erfinder‘ gründen kann“, sagte Witja nachdenklich.

„Jetzt kommt es mir doch so vor, als hätte dein Gehirn unter diesem bewußten Stoß ein wenig gelitten. Wie stellst du dir denn das vor?“

„Ich werde meinen Motor allen Kindern zeigen, und die können dann ihre Vatis und Muttis bitten, ihnen an Stelle von Süßigkeiten solch einen kleinen Motor zu schicken oder beim nächsten Besuch mitzubringen. Soweit ich mich erinnere, hat doch auch ein Betrieb über unser Lager die Patenschaft übernommen. Sol-



len die ruhig mal in die Tasche greifen und für unsere ‚Schule der Erfinder‘ ein bis zwei Dutzend solcher Mikromotoren spendieren.“

„Wie aber willst du die Kinder im Sommer in eine Schule kriegen? Die wollen doch Ferien machen und nicht das geringste von Unterricht, Pausen und Schulheften hören“, sagte Mischa.

„Ach, du“, Witja lachte. „Unsere Schule hat doch mit einer richtigen Schule nichts, aber auch gar nichts zu tun. Wir werden diese Schule nicht einmal Schule nennen. Es wird sich um eine unsichtbare Schule handeln.“

„Soll das etwa heißen, daß wir da alle im Dunkeln sitzen müssen und nichts sehen werden?“

„Aber nein. Mit unsichtbar meine ich, daß die Kinder, ohne es selber zu merken, erfinderisch tätig sein werden. Und damit es für alle interessant wird, wollen wir einen großen Lagerwettbewerb für die beste Verwendung unseres kleinen Motors bei Modellen sowie bei Anschauungsmitteln veranstalten. Außerdem werden wir noch Preise aussetzen. Alle Arbeiten sollen unter einem Zeichen eingereicht werden. Wenn also zum Beispiel jemand seine Arbeit bei der Wettbewerbsleitung abliefern, so muß sein Modell mit einer Zahl, einem Bild, einem Buchstaben oder einem Wort gekennzeichnet sein. Wer sich hinter dem be-

treffenden Zeichen verbirgt, wird erst bekannt, wenn der Umschlag geöffnet wird, auf dem sich das gleiche Zeichen befindet. Dann kann doch keiner behaupten, der Betreffende habe den Preis nur seiner schönen Augen wegen bekommen. Alle sind dann gleich, es gibt keine Unterschiede. Sollen die Modelle für sich sprechen.

Und dann kommt der große Augenblick, da die Umschläge feierlich geöffnet werden – und es stellt sich heraus, daß zum Beispiel nicht so alte Erfinder wie du und ich die Aufgabe am besten gelöst haben, sondern eine Gruppe bescheidener Mädchen oder gar Artur Tortikow!“

„Wollen wir unter solchen Umständen wirklich einen geheimen Wettbewerb veranstalten?“ zögerte Mischa.

„Wovor hast du denn Angst? Warum bist du denn auf einmal so mutlos? Nein, mein Freundchen, sich verkriechen, das gibt es nicht. Ich habe übrigens bereits mit dem Lagerleiter gesprochen, und der hat schon zwei Pionierleiter und den Mechaniker, Onkel Serjoscha, zu den Mitgliedern der Wettbewerbs-Jury ernannt. – Wir beide aber, du und ich, sollten an diesem Wettbewerb doch nicht teilnehmen.“

„Du bist mir vielleicht einer! Fürchtest du dich etwa vor der Konkurrenz? Während alle anderen etwas erfinden, wollen ausgerechnet wir beide die Hände in den Schoß legen?“ erboste sich Mischa.

„Nein, ich fürchte mich nicht. Doch höre nun genau zu: Wir beide sollen nämlich . . .“, Witja machte eine bedeutsame Pause, „Ka-ta-ly-sa-to-ren sein!“

„Was sollen wir sein?“ fragte Mischa.

„Katalysatoren. Die werden von den Chemikern benutzt. Das sind besondere Stoffe, die die chemische Stoffumsetzung beschleunigen. Sie selber bleiben unverändert, doch beschleunigen sich durch ihre Anwesenheit alle chemischen Veränderungen um das mehrfache.“

„Da hast du dir ja wieder etwas ausgeklügelt, Witja! Das hättest du auch viel einfacher sagen können. Wir sollen die anderen bei der Arbeit an den Modellen für die Motoren beraten, nicht wahr?“

„Du hast recht . . . Genau so ist es“, stimmte Witja zu.

„Nun paß mal auf. Ich übernehme die Gruppe der Mädchen – es sind darunter sehr einfallsreiche und gescheite. Wir werden, was die Modelle anbetrifft, deine Jungs schon schlagen. Einverstanden?“

„Abgemacht!“

Die beiden Freunde trennten sich mit Handschlag und gingen in verschiedene Richtungen auseinander. Mischa wollte sich vor allem mit Katja beraten. Es hatte sich ganz von selbst so ergeben, daß sie sich in letzter Zeit häufiger getroffen hatten.

„Weißt du, Katja“, sagte Mischa, „wir beide werden bei den Mädchen eine Kettenreaktion auslösen . . .“ Zuerst begriff Katja gar nichts. Doch allmählich begann sie, Mischas Einfall zu verstehen. Er wollte, daß jedes der drei Mädchen zwei Freundinnen mit in die „Schule der Erfinder“ bringen sollte. So wie ein vom Berg herabfallender Stein sich teilt, sollten diese beiden neu gewonnenen Freundinnen weitere vier mit sich ziehen – und somit war eine Lawine ins Rollen gebracht. In der Physik und in der Chemie wird ein

solcher Vorgang Kettenreaktion genannt. Katja sicherte ihm ihre volle Unterstützung zu.

Doch auch Witja war nicht untätig. Gleich am ersten Abend lagen die Kinder in ihren Schlafräumen noch lange wach. Er hatte ihnen nämlich von dem kleinen Motor, dem Wettbewerb und den Zeichen erzählt.

„Kolossal!“ unterbrach ihn die Stimme Tortikows. „Wer braucht schon deine komischen kleinen Motoren mit einer Kapazität von einer Mückenstärke?“

„Komisch? Mückenstärke?“ Witja war wütend. „Weißt du Angeber eigentlich, daß dieser Knirps eine Last mit einem Gewicht von sechs bis acht Kilogramm ziehen kann? Du schaffst solch ein Gewicht doch sicherlich nur gerade mal so.“

„Nun laß uns aber endlich schlafen“, brummte Artur Tortikow, „und hör auf, uns solche Schauermärchen über deinen kleinen Motor zu erzählen.“

„Noch eine einzige Frage, Kinder“, meldete sich nun Mischa. „Wer von euch hat dem Mechaniker die letzten beiden Zigaretten stibitzt?“

Von den Erwachsenen ist er der einzige, der raucht, das bedeutet also, daß einer von uns seine Hand im Spiel gehabt haben muß.“

„Vielleicht waren es die Mädchen?“ vermutete Artur.

„Nein, die Mädchen waren es sicherlich nicht. Aber bei uns im Zimmer riecht man, daß hier manchmal einer mit Zigaretten Unfug treibt.“

„Laßt uns endlich schlafen“, riefen einige verschlafene Stimmen, dann war Ruhe im Zimmer.

Der nächste Tag brachte für Mischa einen unangenehmen Zwischenfall. Als er morgens seine Hosen anzog, fielen plötzlich aus seiner Tasche zwei Zi-

garettenstummel. Artur Tortikow war der erste, der es bemerkte.

„Seht euch das an! Er hat dem Mechaniker die Zigaretten stibitzt!

Das ist mir ein Freundchen – sucht die Schuldigen und ist es dabei selber gewesen!“

Wie sehr sich der arme Mischa auch zu rechtfertigen suchte, daß er keine Ahnung habe, wie die beiden Zigarettenstummel in seine Tasche gelangt sein könnten, und wie sehr Witja auch beteuerte, daß sie beide noch niemals auch nur eine Zigarette geraucht hätten – viele Kinder beachteten sie von nun an nicht mehr. Sie glaubten, daß Mischa und Witja versucht hatten, ihre eigene Schuld auf andere abzuwälzen.

Dieses Gerücht durchlief das ganze Lager mit Windeseile. Nach dem Frühstück wollte Mischa Katja begrüßen – doch sie wandte sich von ihm ab. Streng und verstimmt empfing sie auch der für gewöhnlich so freundliche Onkel Serjoscha.

„Artur Tortikow ist bei mir gewesen . . . Wenn mir also mehrere Male hintereinander jeweils zwei Zigaretten stibitzt worden sind, dann nur aus dem Grunde, weil ihr zwei seid. Ihr seid auch öfter als alle anderen hier bei mir gewesen . . . Das ist schlimm, das ist sehr schlimm“, sagte er.

Der Tag verfinsterte sich. Nicht einmal die strahlende Sommersonne konnte die schwarze, drohende Wolke der Verdächtigung vertreiben, die sich über Mischa und Witja zusammenballte. Im Rauch von zwei Zigaretten verblaßten ihr Erfinderruhm, ihre Taten zum Nutzen aller, ihre Freundschaft mit den drei lustigen Mädchen. Wie eine in allen Regenbogenfar-

ben schillernde Seifenblase zerplatzten ihre „Schule der Erfinder“ und der Wettbewerb . . . Und der ihnen stets mißgünstig gesonnene Artur Tortikow frohlockte; voller Stolz ging er an der Spitze der Kinderschar, brüstete sich und verglich sich sogar mit dem berühmten Detektiv Sherlock Holmes.

Die Lage unserer beiden Freunde war wirklich nicht beneidenswert. Bei Onkel Serjoscha waren sie häufiger als alle anderen Kinder gewesen. Bei Mischa hatte man zwei Zigarettenstummel gefunden. Sie hatten als erste begonnen, nach den Schuldigen zu suchen. Alles, aber auch alles sah ungünstig für sie aus! Dieser Vorfall sollte vor den Freundschaftsrat gebracht werden . . .

Witja faßte sich als erster. Er schlug vor, noch einmal zum Mechaniker zu gehen und an Ort und Stelle Einzelheiten über das Abhandenkommen der verfluchten Zigaretten auszukundschaften. Ihm war ein Gedanke gekommen, wie man den richtigen Dieb ausfindig machen könnte.

Diesmal hatte Onkel Serjoscha bessere Laune.

„Artur Tortikow hat mir das über euch so überzeugend dargestellt, daß ich mich selber ereifert habe. Wenn ich es aber richtig bedenke, vielleicht habt ihr beide damit wirklich nicht das geringste zu tun.“

„Unser Pionier-Ehrenwort, wir haben sie nicht genommen. Wir würden niemals solch eine Gemeinheit begehen“, sagten die Freunde sofort.

„Lag die Zigaretenschachtel immer auf dem Fensterbrett?“ fragte Witja.

Onkel Serjoscha nickte zustimmend. Er hatte die Angewohnheit, die Zigaretten stets an einem gut sicht-

baren Ort aufzubewahren. Und das Fenster stand bei gutem Wetter immer weit offen. Ein jeder also konnte sich Zigaretten aus der Schachtel nehmen . . .

„Dann soll derjenige, der die Zigaretten gemaust hat, auch wie eine Maus in die Falle gehen!“ rief Witja erfreut aus und begann die beiden anderen flüsternd in seinen Plan zum Einfangen des Diebes einzuweißen: „Sie, Onkel Serjoscha, dürfen jetzt keine Zigaretten mehr aus dieser Schachtel nehmen. Sie müssen sich schon andere besorgen . . . Diese hier auf dem Fensterbrett sind ein Köder, genauso wie der Speck in der Mausefalle.“

Witjas Plan wurde von dem Mechaniker gutgeheißen. Er empfand ja schon lange Sympathie für unsere beiden wißbegierigen und unermüdlichen Freunde. Mit Genehmigung von Onkel Serjoscha nahm Witja die Schachtel Zigaretten für kurze Zeit mit. Er machte irgend etwas mit ihr und legte sie dann vorsichtig, als wäre es eine Bombe mit hochexplosivem Sprengstoff, die jeden Augenblick explodieren könnte, auf ihren alten Platz zurück. Dann verließen sie alle drei das von dem Mechaniker bewohnte Zimmer.

Die Schachtel Zigaretten lag nun wieder genau da, wo sie auch all die anderen Tage über gelegen hatte.

Und am Abend explodierte dann die Bombe!

Doch ich will dieses Ereignis schön der Reihe nach erzählen.

Die vier an dieser Sache Beteiligten waren vor den Freundschaftsrat gerufen worden. Artur Tortikow erschien mit hoherhobener Nase und fühlte sich als Held des Tages. Mische und Witja dagegen schienen etwas bekümmert zu sein. Onkel Serjoscha aber ging

schnurstracks auf Artur zu und bat ihn: „Zeig mir mal deine Zunge. Du bist doch nicht krank? So... Es ist alles klar.“

Es überraschte alle, als er gleich danach um das Wort und um ein Glas Wasser bat. Man brachte ihm das Wasser.

Viele dachten, nun wird Onkel Serjoscha eine schrecklich lange Rede halten; aus welchen Gründen sollte er sich sonst schon vorher Wasser bringen lassen? Zur allgemeinen Verwunderung jedoch zog Onkel Serjoscha vorsichtig eine Zigarette aus der Schachtel und begann, sie schweigend in das mit Wasser gefüllte Glas zu krümeln. Alle konnten sehen, wie sich das klare Wasser in eine lila Flüssigkeit verwandelte, die der Schultinte glich.

„Die Sache ist nämlich die“, erklärte Onkel Serjoscha, „daß die Zigaretten aus dieser Packung, aus der heute wieder zwei entwendet wurden, ganz leicht mit einem aus der Mine eines Kopierstiftes hergestellten Puder bestäubt waren. Wer eine solche Zigarette raucht, bekommt einen Mund, der so schmutzig ist wie ein Tintenfaß. Nun sollen sich Mischa, Artur und Witja einmal nebeneinander stellen und uns ihre Zungen zeigen.“

Da sahen nun alle, daß der Sherlock Holmes des Lagers eine Zunge hatte, als hätte er zehn dicke Tintenkleckse aufgeleckt. Und da kam es zur Explosion... Selbstverständlich platzte keine Bombe, sondern alle platzten vor Lachen.

Einzig und allein Tortikow begriff nichts – bis zu dem Augenblick, da man ihm einen Spiegel unter die Nase hielt. Nun erst gestand der knallrot gewordene

Detektiv mit den Tränen kämpfend alles ein. Er hatte Mischa und Witja um ihre Erfolge beneidet und befürchtet, daß sie entdecken würden, wer Onkel Serjoscha die Zigaretten stiehlt – darum hatte er in der Nacht Mischa die beiden Zigarettenstummel in die Tasche geschmuggelt und die Freunde überall verleumdet. Doch er war an die falschen geraten! – „Wer andern eine Grube gräbt“, sagte ihm Mischa später, „fällt selbst hinein . . .“

Wegen dieser Sache sollte Artur Tortikow aus dem Lager ausgeschlossen werden. Doch da bat wieder Onkel Serjoscha ums Wort: „Hinauswerfen könnt ihr ihn immer noch, das ist nicht schwer. Viel schwieriger ist es aufzupassen, daß diese Lehre, die Artur soeben erhalten hat, nicht umsonst gewesen war. Soll er uns sein Pionier-Ehrenwort geben, daß er nicht mehr rauchen und niemanden mehr belügen wird; das als erstes. Zweitens soll er Witja und Mischa um Verzeihung bitten.

Drittens aber ist jetzt ein für allemal Schluß mit der Faulenzerei. Warum soll nicht auch er sich etwas für den Wettbewerb mit den Mikromotoren ausdenken können?“

Wir wollen hier nicht das leise und schuldbewußte Gestammel Arturs beschreiben, als er um Verzeihung bat und sein Pionier-Ehrenwort gab, sich zu bessern!

Weitaus interessanter ist es, wieder zur „Schule der Erfinder“, zum Wettbewerb und zu unseren nun wieder fröhlichen Freunden zurückzukehren. Die finsternen Regenwolken, die sich über ihren zerzausten Köpfen zusammengebraut hatten, waren verschwun-

den, und mit doppelter Kraft machten sie sich nun an die Organisierung der „Schule der Erfinder“.

Mischa traf sich wieder häufiger mit Katja. Sie mußten sich schon tolle Modelle ausdenken, wollten sie Witja übertrumpfen.

Artur aber, der so schnell wie möglich seine Zunge wieder sauber haben wollte, versuchte es sogar mit dem heimlichen Kauen von Seife . . . Doch das war vergebliche Mühe. Sein Mund blieb mehrere Tage lang lilafarben. Man gab ihm sogar den Spitznamen „Tintenfaß“ oder „Klecks“ . . . Doch Witja nahm ihn in Schutz.

„Wir haben ihn ausgelacht – nun ist aber genug damit. Auch Artur soll jetzt die Möglichkeit haben, sich in aller Ruhe seiner Erfindung widmen zu können.“

Viele Junge Konstrukteure wollten die kleinen Motoren sofort haben, doch Onkel Serjoscha war zu folgender Überlegung gekommen: „Versetzt euch einmal in ein Autowerk, wo zum Beispiel Lastwagen hergestellt werden. Dort beginnt die Montage der Maschinen auch nicht mit dem Motor. Ihr zeigt mir zuerst einmal das Gestell für eure Maschinen und Apparate, dann ist immer noch Zeit genug, daran die Mikroelektromotoren anzubringen.“

Für Mischa und Witja begannen arbeitsreiche Tage. Man riß sich nur so um sie. Pausenlos suchten einzelne Kinder und auch ganze Gruppen ihren Rat. Noch waren alle Konstruktionen ein Geheimnis. Alle waren von dem Wunsch besessen, etwas ganz Außergewöhnliches und besonders Interessantes zu basteln . . . Die Aufgabe war nicht leicht, denn in einem Sommerlager gibt es nun einmal nicht die Werkstät-

ten wie in den Schulen oder den Stationen Junger Techniker. Darum mußten die vorhandenen bescheidenen Mittel sehr geschickt genutzt werden.

Schließlich war der Tag der Vorführung aller Modelle gekommen. Die von den Kindern gebastelten Sachen waren auf vier langen Tischen aufgestellt. Auf den ersten beiden Tischen standen Modelle, die mit transformiertem Netzstrom funktionierten. Der größte Teil der Modelle aber benötigte nur Batterie-strom. Diese Modelle konnten sich vollkommen frei und in jeder gewünschten Richtung bewegen.

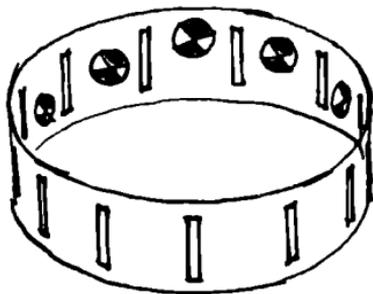
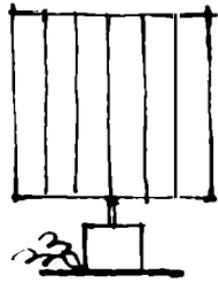
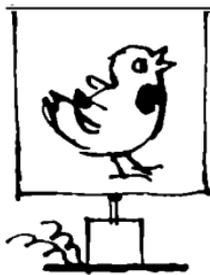
Die Gäste wußten beim Anblick einer solchen Vielzahl von Ausstellungsstücken gar nicht, wohin sie zuerst schauen sollten. Führer durch diese Ausstellung waren natürlich Witja und Mischa. Wer kannte diese Ausstellung auch besser als sie?

„Ich bitte alle, sich zuerst einmal hier diese Exponate unter dem Zeichen ‚Wir sind unser drei‘ anzuschauen“, lud Mischa die Gäste liebenswürdig ein.

„Wer sind denn diese drei?“ interessierten sich die Gäste.

„Das ist bis jetzt noch ein Geheimnis! In fünf Tagen öffnen wir die Umschläge – und dann gibt es keine Geheimnisse mehr.“

„Wir sind unser drei“ hatten Lehrmittel für den Unterricht gebastelt, die in interessanter Form die Vermischung von Farben zeigten. Man sah eine Blume mit vier Blütenblättern: zwei gelbe und zwei blaue. Wenn sich die Blume drehte, wurden die Blätter grün. Auf einer anderen Tafel verwandelten sich zwei rote und zwei blaue Blütenblätter beim Drehen in lilafarbene.



Die hinter dem Zeichen „Wir sind unser drei“ verborgenen Bastler waren auch auf den Gedanken gekommen, an die Achse des Motors mit Gummi verschiedenen gebogene Drähte zu befestigen. Vor den Augen der Zuschauer entstanden beim Drehen aus diesen gebogenen Drähten in der Luft die Konturen von Gefäßen: Krüge, Flaschen, Gläser. Um dabei einen farbigen Effekt zu erzielen, hatten sie die Drähte mit rotem, blauem und grünem Papier umwickelt.

„Und hier“, erklärte Mischa den Gästen, „könnt ihr unser ‚Kino‘ sehen und unser ‚Grammophon‘ hören.“

„Was denn für ein Kino“, lachten die Gäste. „Hier ist ja nicht einmal eine Leinwand.“

„Unser Kino, für das niemand Eintritt zu bezahlen braucht, kommt ohne die Projektion auf die Leinwand aus. Es braucht auch keinen dunklen Saal. Doch wie in einem richtigen Filmtheater, seht ihr auch hier sich bewegende Darstellungen. Ich bitte euch, die besten Filme unserer Ausstellung anzuschauen: ‚Flug eines Vogels‘, ‚Der rastlose Wurm‘, ‚Das lebende Auge‘, ‚Der springende Ball‘ und ‚Ausbruch eines Vulkans‘.“

In einen Papierstreifen waren sehr akkurat längliche schmale Fenster geschnitten. Dazwischen befanden sich die Abbildungen. Jede Zeichnung stellte einen Augenblick der Bewegung dar. Wenn man diesen Papierstreifen nun zu einem Ring zusammenfügt und diesen dann dreht, so kann man beim Hindurchschauen durch die Einschnitte sehen, wie der Vogel mit den Flügeln flattert, wie der Wurm sich krümmend dahinkriecht, wie sich die Pupille im Auge bewegt, wie der Ball hochspringt und Rauchwolken aus

dem Vulkan gen Himmel steigen. Am einfachsten ist es, wenn man diese kleinen Zeichentrickfilme auf einen Grammophonteller stellt, der durch einen kleinen, seitlich angebrachten Motor gedreht wird. Dazu muß man auf die Motorachse ein Ventilgummi schieben.

„Übrigens dient uns diese Vorrichtung auch gleichzeitig als Grammophon.“

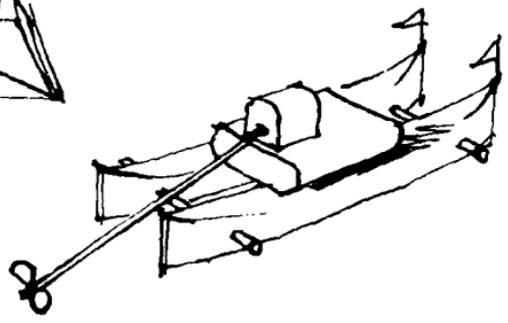
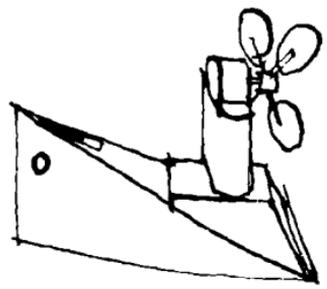
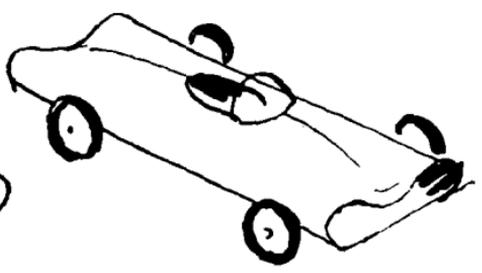
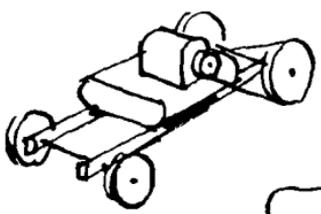
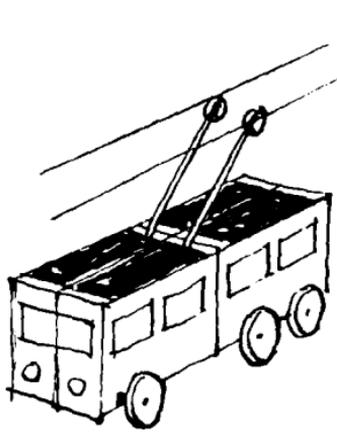
„Wo ist denn der Tonabnehmer mit der Nadel?“ fragte Wassja Strogina, ein Besucher aus dem Nachbarkolchos.

Anstatt einer Antwort setzte Mischa die scharfe Kante einer Postkarte in die Tonrille einer Schallplatte – und zum Erstaunen der Kinder hörten alle klar und deutlich eine Melodie. Diese Vorrichtung war so einfach, daß jeder einmal diese klingende Postkarte halten wollte.

Die Führung ging weiter. Mischa führte die Gäste an den nächsten Tisch.

„Hier hat einer unserer Konstrukteure, der sich hinter dem Zeichen ‚Pfeil‘ verbirgt, das Modell eines Trolleybusses angefertigt, das aus vier Streichholzschachteln besteht. Darin hat sich unser kleiner Motor leicht unterbringen lassen. Die Räder bestehen aus Knöpfen.

Daneben steht das Modell einer Metrostrecke. Euch ist bekannt, daß die Metro ihren Strom, der die Züge antreibt, nicht wie beim Trolleybus durch eine Oberleitung bekommt, sondern durch die sogenannte Stromschiene. Bei unserem Modell besteht die Stromschiene aus zwei Drähten, auf denen die eisernen Räder der Wagen laufen. Die Wagen hat unser Kon-



strukteur ebenfalls aus Streichholzschachteln gebastelt, die er dann mit Papier beklebte.“

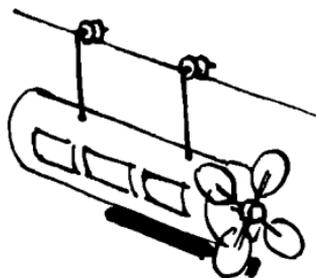
Die weitere Führung durch die Ausstellung übernahm Witja.

„Nun kommen wir zu den verschiedensten Arten von Ventilatoren. Auf die Achse des Motors wurde ein Propeller aufgesetzt; der Motor ist mit einer Batterie verbunden. Wir haben hier sogar einen Hutventilator. An einem ganz gewöhnlichen Sommerhut ist ein Drahtgestell angebracht; daran ist der Motor mit der Luftschraube befestigt. Die Batterie wird in der Tasche aufbewahrt. Wenn ihr wollt, wird euch ein leichter Wind das Gesicht kühlen. Der Konstrukteur gab seinem Ventilator den Namen ‚Günstiger Wind‘.“

Ein Tisch war mit den verschiedensten Wagentypen besetzt. Hier gab es Lastwagen und Autobusse, Personen- und Rennwagen. Besonders ein Rennwagenmodell mit dem Zeichen „Geschwindigkeit“ fiel allen durch die einfache Konstruktion auf. Die Karosserie bestand aus einem geklebten Papierzylinder, der hinten und vorn leicht eingedrückt war. Im Innern der Karosserie befand sich die Batterie, an die der Motor angeschlossen war. Die Umdrehungen des Motors übertrugen sich auf die Räder des kleinen Wagens. Dank seiner leichten Konstruktion konnte der Wagen eine hohe Geschwindigkeit entwickeln; man hatte ihm seinen Namen nicht umsonst gegeben.

Neben den Autos befanden sich die Boote. Auf einigen waren Ventilatoren angebracht; andere hatten Unterwasserschrauben.

Selbst auf den kleinen Papierbooten waren Motoren



angebracht. Es gab sogar einen Elektrokatamaran. Seine Batterie lag auf zwei ölgetränkten Papierzylindern.

Natürlich waren auf der Ausstellung auch Flugmodelle vertreten. Auf einer Seite des Rumpfes hing die Batterie, auf der anderen Seite war der Motor befestigt.

Es war erstaunlich, zu welchen interessanten Ergebnissen die „Schule der Erfinder“ geführt hatte. Fast alle Kinder waren am Wettbewerb beteiligt, und jeder Teilnehmer hatte eine andere Idee, wie man den Motor verwenden kann.

Die Ausstellung war fünf Tage lang geöffnet. Zum Abschluß der Ausstellung wurde ein Wettkampf der Elektrowagen und der Motorboote veranstaltet. Alle jungen Konstrukteure warteten jedoch voller Ungeduld auf die Stunde, da die Umschläge mit den Zeichen geöffnet werden sollten. Und auch diese Stunde kam . . .

Feierlich öffnete die Jury des Wettbewerbs die Umschläge mit den Zeichen. Hinter der Losung „Geschwindigkeit“ verbarg sich der Pionier Wassja Semjonow aus der ersten Gruppe. Das Kino stammte von Borja Turin, und das Grammophon hatte sich Iljuscha

Rogow ausgedacht. Jeder aufgerufene Name wurde mit Beifall bedacht. Die glücklichen und gleichzeitig auch ein wenig verwirrten Sieger erhielten als Belohnung ihr eigenes Modell, eine Urkunde und ein Buch über die Elektrizität. Hinter dem Zeichen „Wir sind unser drei“ steckten übrigens Katja, Njuscha und Nelli. Auch sie erhielten einen Preis.

Einen der dritten Preise bekam die Konstruktion unter dem Zeichen „Günstiger Wind“ zuerkannt. Als man den Umschlag öffnete, stellte sich überraschenderweise heraus, daß der Schöpfer dieser Konstruktion kein anderer als Artur Tortikow war. Auch Artur wurde Beifall gezollt. Niemand wußte, daß die Idee, einen Ventilator am Sonnenhut anzubringen, ihm großzügigerweise von Witja überlassen worden war . . .

Der Zweikampf unserer beiden Freunde endete mit einem Sieg Witjas. Seine Jungen hatten sich mehr und vielseitigere Modelle ausgedacht. Was jedoch das Endergebnis des Wettbewerbes anbetraf, so war es für alle ein großer Erfolg. So hatten zum Beispiel viele Jungen und Mädchen erstmalig ihre Kräfte auf technischem Gebiet versucht, und so manch einer beschloß, sich auch in Zukunft für die Elektrotechnik zu interessieren.

Ehrenurkunden erhielten auch Witja Pugowkin und Mischa Romaschkin. Doch auf sie wartete noch eine andere Auszeichnung. Was für eine? Das werdet ihr bald erfahren . . .

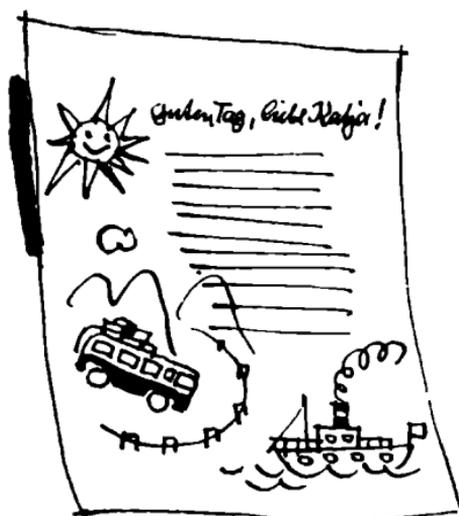
Zwei Briefe aus Artek

Vor mir liegen zwei dicke Briefe von Mischa mit Zeichnungen an den Rändern. Jeder Brief wurde mit Unterbrechungen von einigen Tagen geschrieben. Und beide Briefe sind an Katja Terentjewa gerichtet.

Erster Brief

Guten Tag, liebe Katja!

Ich schreibe Dir von unterwegs . . . Der Eisenbahnwagen schaukelt leicht, darum sind auch nicht alle Buchstaben und Zeilen meines Briefes ganz gerade geraten. Wir fahren an dem hell in der Sonne glitzernden Stausee von Kachowka vorbei. Hin und wieder ragen an den Ufern noch vereinzelt Baumkronen aus dem Wasser hervor. Es ist ja schließlich ein noch ganz junges Meer. Bedeutend jünger als Du und ich. Doch es ist groß, größer als jeder Fluß, den ich bislang gesehen habe. Und dann kommt noch ein Meer, das Asowsche Meer, und zum Schluß das Schwarze Meer! Die Räder unter uns stuckern Tag und Nacht ein kurzes, doch dafür um so schöneres Lied: „Nach Artek, nach Artek!“ Witja und ich haben uns hin und wieder gegenseitig gekniffen, um uns davon zu überzeugen, daß es sich auch wirklich nicht um einen Traum handelt. Doch wir träumen nicht, sondern fahren mit offenen Augen ins Land unserer Träume.



Eindrücke stürmen so viele auf uns ein, daß ich sie Dir auch nicht in hundert Briefen schildern könnte. Und nun ... nun setze ich meinen Brief bereits in Artek fort.

Vom Bahnhof brachte uns der blaue Artek-Autobus nach Süden. Und wieder erblickten wir ein Meer, diesmal war es das Meer von Simferopol. Es hat sich durch den gestauten Fluß Salgir gebildet. Dann begann der Weg in die Berge hinaufzuklettern. Neben uns fuhren Trolleybusse und Personenwagen. Sie alle strebten dem Meere zu. Uns entgegen kamen braungebrannte Urlauber – wie sahen wir dagegen aus, wir Bleichgesichter aus dem Norden ... Nachdem wir einen Gebirgspaß überquert hatten, machte die Chaussee einige Schleifen, und auf einmal schrien alle: „Das Meer! Das Schwarze Meer!“

Ich will jetzt einmal versuchen, Dir mit Worten den Anblick von Artek zu schildern. Wenn man sich mit

dem Gesicht nach Süden wendet, dem unermeßlichen Meer zu, so schimmert links der Aju-Dag, oder, wie er auch genannt wird, der Bärenberg. Dieser steinerne Bär liegt am Ufer und trinkt schon seit Tausenden Jahren unersättlich das salzige Wasser. Sein Rücken ist mit einem kurzen Pelz bedeckt. Doch dieser Pelz ist grün, denn auf dem Berg wächst ein dichter Wald.

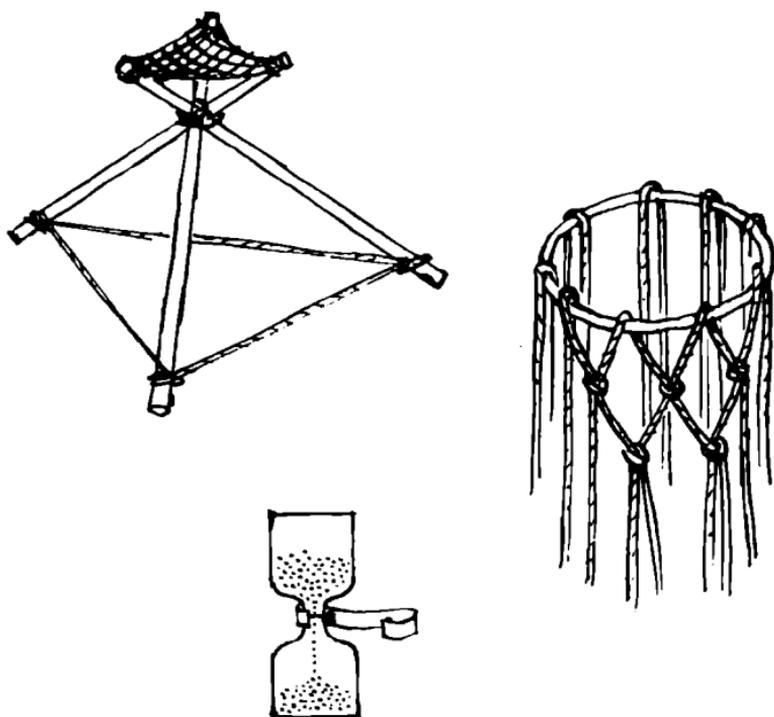
Davor ragen ins Meer zwei kleine Felseninseln, die Dalary-Inseln. Sie sind eine Heimstätte von Möwen und Uferschwalben. Vor uns erstrecken sich zwei Vorgebirge ins Meer: das Kap Schaljapin und das Kap Puschkin. Rechts aber, auf einem gezackten Felsen, befinden sich die Ruinen einer alten genuesischen Festung. Unterhalb dieser Festung liegt das Städtchen Gursuf. Hinter uns erheben sich grüne Berge wie eine Wand gen Himmel. Am Ufer des Meeres aber schimmern inmitten von Parkanlagen die weißen Gebäude von Artek. Wir wohnen in einem Lager in der Nähe von Gursuf, in einem herrlich duftenden und schattigen Park. Er trägt den Namen „Kiparisny“. Wenn man die kleine eiserne Hängebrücke überschreitet, die über eine Gasse in Gursuf führt, gelangt man zu unserer Technischen Station. Wir haben schon herausgefunden, daß es dort allerlei Arbeitsgemeinschaften gibt. Bislang jedoch konnten wir uns noch nicht entscheiden, in welcher wir uns anmelden sollen. Am liebsten gleich in allen! . . .

Wir mußten unwillkürlich lachen, als sich die ersten in das warme und schmeichelnde salzige Meereswasser stürzten. Unermüdlich schlagen die Wellen ans Ufer und rollen dann lärmend, ihren Schaum zurück-

lassend, wieder zurück. Schon im Zug dachten wir daran, auch einmal im Meer unser Anglerglück zu versuchen. Doch vom Strand aus zu angeln ist schwierig, das Wasser ist dort viel zu seicht. Höchstens eine Meduse würde man erwischen. Von ihnen gibt es im Meer manchmal soviel wie Klöße in einer dicken Suppe. Natürlich kann man auch von einem Stein aus angeln; besser jedoch ist es schon von einem Boot aus, das . . .

Wieder einmal mußte ich in dem Brief an Dich eine Pause machen. Dafür aber ist es uns gelungen, in der Arbeitsgemeinschaft Tischlerei in Artek etwas zu basteln, das ein Boot und doch kein Boot, ein Floß und doch kein Floß ist, ein Ding also, das mit nichts Ähnlichkeit hat, für unsere Zwecke aber vortrefflich geeignet ist. Es kann sich zwar nur mit geringer Schnelligkeit fortbewegen, doch uns alten Anglern kommt es ja auf dem Wasser gar nicht auf die Geschwindigkeit an.

An den Angelplätzen im Lager hatten Witja und ich des öfteren gesehen, wie die Wasserläufer auf ihren vier Beinen über das Wasser eilten. Unsere selbstgebastelte Konstruktion erinnert ihrem Aussehen nach an diese Wasserläufer, sie hat jedoch nur drei Beine. Wir gaben ihr den Namen „Ballschwimmer“. Zuerst bauten wir einen langbeinigen Hocker. Damit seine Beine nicht seitwärts wegrutschen können, banden wir sie unten mit einem Strick zusammen. Oben brachten wir einen aus Zweigen geflochtenen dreieckigen Sitz an. Dann fertigten wir uns zu jedem Bein drei Netze für die Bälle an. Das ist ganz einfach. Von einem hölzernen Ring herabhängende gleich-



lange Seile werden abwechselnd miteinander verknüpft. Genauso leicht lassen sich übrigens auch die Körbe für das Basketballspiel herstellen. In jedes der drei Netze legten wir je drei prall aufgepumpte Gummiblasen. Und damit war der Ballschwimmer fertig. Nun brauchten wir nur noch ein Ruder. Witja schlug vor, das Schmetterlingsnetz dafür zu nehmen. Erinnerst Du Dich noch an die Astgabel mit dem darangebundenen Tuch? Ein Schmetterlingsnetz und ein Ruder – das sind doch eigentlich zwei ganz verschiedene Dinge . . . Doch da bewies Witja mit Hilfe eines einfachen Glases, daß ein Erfinder immer neue



Verwendungszwecke für ganz gewöhnliche Gegenstände finden muß und kann.

Er hatte überlegt: Ein Glas – das ist doch nicht nur einfach ein gläsernes Gefäß zum Trinken. Mit ihm kann man Grütze abmessen oder Teig ausrollen, Gebäck aus Teig ausstechen, einen Käfer damit bedecken, ein kleines Aquarium darin einrichten und es sogar als eine Blumenvase benutzen.

„Siehst Du“, sagte Witja abschließend, „deshalb kann man auch ein Schmetterlingsnetz als Ruder benutzen. Unser Schmetterlingsnetz hat einen Griff wie ein Ruder, und das Tuch wird das Ruderblatt sein.“

Nun trugen wir unseren Ballschwimmer zum Meer und probierten nacheinander aus, wie es sich damit auf den Wellen schwimmen ließ. Zwischen zwei Beinen brachten wir noch einen Querbalken an, um die Füße darauf zu stellen. Es waren dann so schrecklich viele, die alle einmal mit unserem Ballschwimmer fahren wollten, daß Witja sagte: „Damit keines der Kinder zu kurz kommt, müssen wir uns etwas einfallen lassen. Wie wäre es denn, wenn wir eine Sanduhr basteln würden?“ Und schon machte er sich an die Arbeit. Er nahm zwei Parfümfläschchen und schüttete in das eine durch den engen Flaschenhals eine Handvoll trockenen Sand. Dann klebte er die beiden Fläschchen mit einem Isolierband zusammen. Nach dieser Uhr paddelten die Kinder jetzt genau fünf Minuten; so lange dauerte es nämlich, bis der Sand aus dem oberen in das untere Fläschchen gelaufen war . . .

Und damit, liebe Katja, beende ich meinen ersten Brief. Richte allen, die sich noch an uns erinnern, liebe Grüße aus Artek aus. Ich schreibe bald wieder.

Zweiter Brief

Guten Tag, liebe Katja!

Eben erst sind wir von einer Fahrt mit einem Motor-kutter auf dem Meer zurückgekommen. Ach, was hat das für einen Spaß gemacht, so dahinzubrausen und hinter sich eine brodelnde und schaumbedeckte Spur zu lassen! Wie im Kino ziehen die herrlichen felsigen Ufer mit dem weißen Saum ihrer Brandung an einem vorüber. Ein köstlich schmeckender salziger Wind bläst einem ins Gesicht. Wir sangen Lieder, haschten

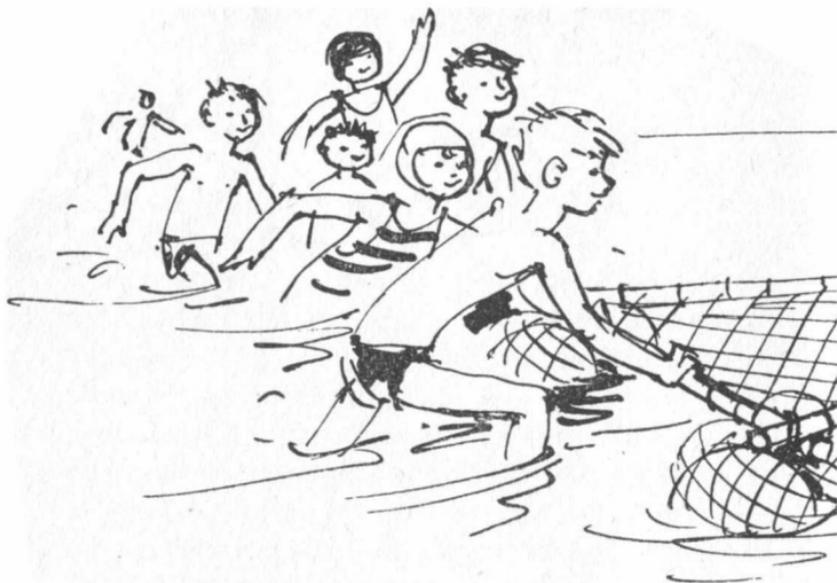
nach den Spritzern und schauten in alle Richtungen, bis plötzlich einer rief: „Delphine!“

Vor unseren Augen schnellten die schwarzen, glänzenden Körper der Delphine aus dem Wasser empor. Es heißt, daß es davon im Schwarzen Meer Hunderttausende geben soll.

Wir haben hier auf der Krim jetzt Hochsommer. Es weht jedoch Tag und Nacht eine leichte Brise. Am Tage vom Meer zum Festland und in der Nacht in umgekehrter Richtung. Diese täglichen Winde bringen allen Kühlung; diese Winde waren es auch, die unsere Papierdrachen hoch in den Himmel trugen. Wir hatten unsere Drachen diesmal nicht in der üblichen rechteckigen Form gebaut. Aus leichten Latten hatten wir Gestelle zusammengebunden, sie mit Papier beklebt und angemalt. Nun segelten ein Adler mit weit ausgebreiteten Flügeln und ein großer Fisch, einem Delphin ähnlich, in der Luft. Dabei sind Delphine gar keine Fische, sondern sie gehören zu den Säugetieren . . .

Wieder habe ich beim Schreiben eine Pause einlegen müssen. Vor kurzem besuchten wir den Botanischen Garten von Nikita. Von all den dort wachsenden Pflanzen gefiel uns ganz besonders der anspruchslose und schnellwachsende Bambus. Aus Bambus werden nicht nur, wie manche vielleicht denken, Angelruten gefertigt. In den südlichen Ländern, dort, wo der Bambus zu Hause ist, werden aus seinen dicken Stämmen Gebäude, Brücken, Flöße, Dächer, Zäune und Wasserleitungen gebaut. Aus den dünnen Stielen werden Körbe geflochten, Matten gewebt und Gestelle für Fächer und Sonnenschirme angefertigt. Das





jedoch ist noch nicht alles . . . Aus Bambus stellt man auch Musikinstrumente, Geschirr und Papier her. Außerdem werden die jungen Bambusschößlinge gegessen, und aus dem Samen wird Brot gebacken. Und weiter – aus Bambus werden auch Zucker und Arzneimittel gewonnen. Das ist vielleicht eine Pflanze! Was sage ich, das ist keine Pflanze, das ist ein ganzes Kaufhaus! Was übrigens seine Struktur anbetrifft, so erinnert er uns an Stroh. Er ist darum auch so leicht und strapazierfähig. Beim Anblick des Bambus begannen uns die Hände zu jucken. Schrecklich gerne würden wir daraus etwas basteln.

Unseren Ballschwimmer mußten wir etwas umbauen. Er war zwar leicht, und auch das Bauen hatte keine Schwierigkeiten gemacht; schlecht war jedoch,



daß nur einer damit fahren konnte. Jetzt ist aus dem Ballschwimmer ein „Ballfloß“ geworden. Zuerst banden wir aus drei Stangen ein Dreieck zusammen, in dessen Mitte wir ein Netz aus kreuz und quer gespannten Stricken befestigten. Dieses Netz ist das Deck unseres Ballfloßes. An die drei Ecken banden wir die Netze mit den Bällen. Es mußten jetzt aber einige Bälle mehr genommen werden. Auf diesem Ballfloß kann jetzt nicht nur ein Angler sitzen, es finden sogar mehrere darauf Platz. Das Ballfloß ist für uns so etwas wie eine schwimmende Insel mit Badestrand. Während Witja an der Spitze der Insel saß und ruderte, schaukelte ich wie in einer Hängematte über den Wellen und ließ mich von der Sonne bescheinen.

Von einem solchen Ballfloß aus kann man ganz bequem Fische fangen und auch das Leben im Wasser beobachten. Um all die Wasserpflanzen, die Krabben und die Fische so deutlich wie nur möglich erkennen zu können, haben wir in ein Papprohr einen durchsichtigen Boden aus Glas geklebt. Damit die Pappe nicht durchweicht, bestrichen wir sie einige Male mit Ölfarbe. Wenn Du ein solches Rohr ins Wasser senkst, erblickst Du wie in einem Aquarium das grünlich-blau schillernde Unterwasserreich.

Du siehst, Katja, daß wir beide auch hier am Meer nicht aufgehört haben, uns alles Mögliche auszudenken.

Hier in Artek sind Kinder aus aller Welt. Und allen gefällt es hier ganz ausgezeichnet! Jeden Tag passiert irgend etwas Interessantes und Unvorhergesehenes. So hörten wir einmal auf dem Puschkin-Felsen wohlklingende Verse von Puschkin über das Schwarze Meer und über Gursuf. Dann wieder beginnt die friedliche See plötzlich zu toben, und gewaltige Wassermassen stürzen sich drohend auf das Ufer. Oder wir klettern in den Bären-Bergen herum und erschrecken die flinken Eidechsen. Hin und wieder lodert in der Nähe der Mauern der genuesischen Festung unser Pionierlagerfeuer. Und manchmal kommt aus den Bergen ein großer schwarzer Lämmergeier nach Artek geflogen. Er war von den vor uns im Lager gewesenen Kindern gezähmt worden. Er heißt genau wie ich: Mischa.

Ich will Dir nun weiter, wenn auch nur flüchtig und unvollständig, von unseren glücklichen Tagen im Pionierlager Artek berichten.

Den größten Eindruck machte auf uns eine Fahrt in die geheimnisvollen Puschkin-Grotten. Stell Dir einmal große finstere Höhlen vor, Katja, zu denen man nur von der Meerseite her Zutritt hat. In diese hohen Gewölbe nun fuhren unsere kleinen Boote ein. Wir verweilten einige Minuten im Innern der Grotte unter den herabhängenden schwarzen Felsengewölben. Im Wasser huschten Krabben an uns vorbei. Als wir dann wieder im Freien waren — wie wunderschön kam uns alles um uns herum vor! Überall blinkten und glitzerten die grünen Wellen, unmittelbar vor uns sahen wir den buckligen Aju-Dag; und links davon lag unser schönes und freundlich grüßendes Artek.

Wie schade, daß die schönen Tage schon bald vorbei sind und die Stunde des Abschieds von Artek und den neu gewonnenen Freunden naht . . .

Was soll ich euch jetzt noch von unseren beiden Freunden berichten? Was sie für neue Abenteuer erleben, womit sie sich beschäftigen und was für Streiche sie aushecken werden? Oder wie ihr Lebensweg in Zukunft verläuft? Das läßt sich heute noch nicht voraussagen.

Ich bin jedoch überzeugt, daß ihr Frohsinn und ihr Unternehmungsgeist sie immer und überall als gute Weggefährten begleiten werden.

Inhaltsverzeichnis

Wie sie sich kennenlernten	7
Der Wassergeist	23
Freund des Malers	33
Tag der Flotte	47
Petja und das Hündchen mit der schwarzen Nase	74
Es begann mit einem großen Plakat	89
■ Großvater Pachomytschs ZIW	110
Durch die Felder – durch die Wälder	126
Neue Anregungen – neue Einfälle	144
Zwei Briefe aus Artek	165

Ludwig Renn

CAMILO

Camilos Eltern sind zur Rebellenarmee gegangen, der Siebenjährige lebt sehr kümmerlich bei seinem Großvater, der Analphabet ist. Ihr erlebt in dieser Erzählung, wie die Amerikaner immer wieder versuchen, die Macht zurückzugewinnen und den Aufbau zu stören. Auf dem Hintergrund dieser großen politischen Ereignisse zeichnet Ludwig Renn das zu Herzen gehende Verhältnis zwischen Großvater und Enkel und zeigt, wie der kleine Camilo im Jahr des Alphabetisierens seinem Großvater Lesen und Schreiben beibringt.

Illustrationen von Kurt Zimmermann

72 Seiten · Halbleinen mit Folie · 5,80 MDN

Für Leser von 9 Jahren an

Ludwig Renn

NOBI

Der kleine Nobi gewinnt durch seine Freundlichkeit und Gutherzigkeit Menschen und Tiere als Freunde, mit denen er dann den Kampf gegen die weißen Sklavenhändler aufnimmt.

Illustrationen von Hans Baltzer

96 Seiten · Halbleinen mit Folie · 4,— MDN

Für Leser von 8 Jahren an

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

Edith Bergner

JAN, DER GEIGENSCHRUMMER

Edith Bergner erzählt mit der Geschichte zweier Freunde eine Geschichte von der Liebe zur Kunst. Während Jan Geige spielen lernt, bleibt Mulle beim Fußballspiel. Das gibt Ärger und Streit, aber die Freundschaft der beiden Jungen bewährt sich in allen Widrigkeiten.

Illustrationen von Renate Jessel

76 Seiten · Halbleinen mit Folie · 4,50 MDN

Für Leser von 8 Jahren an

Bernhard Geyer

VIER WÄNDE UND EIN DACH

Ein Berliner Architekt erzählt Interessantes und Wissenswertes von seinem Beruf. Er berichtet von der Arbeit jener Fachleute, die dafür sorgen, daß schöne und zweckmäßige Häuser gebaut werden. Er zeigt, welche Baustoffe heute verwendet werden und wie sich die Bauweise im Laufe der Zeit verändert hat.

Illustrationen von Rudolf Schultz-Debowski

64 Seiten · Pappband mit Folie · 4,80 MDN

Für Leser von 9 Jahren an

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN





